Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Juni

Zwei vor der Kamera

Aufnahme: Hans Retzlaff

Nr. 9 / 1939

Die Infanterie ruft euch

Von Major von Köller, Oberkommando des Heeres

Zu allen Zeiten schon ist für Jungen, soweit sie keine Schlafmützen sind, eine der schönsten Beschäftigungen: Indianerspielen, Soldatenspielen und Raufen. Und das ist gut so. Wer frühzeitig im Leben anfängt, seine Kräfte zu stärken und mit anderen zu messen, wird sich im Leben durchsetzen können. Das Leben ist Kampf. Und wer nicht kämpfen kann, der wird immer unterliegen. So ist es im Berufsleben, so ist es beim Soldaten.

Darum ist es gut, wenn ihr Jungen euch nicht nur mit Büchern hinter den Ofen setzt, sondern euch draußen im Freien tummelt, euch balgt, Indianer spielt oder Soldaten, und wenn ihr bei euren Schneeballschlachten eisern steht und 'rangeht, auch wenn es noch so dick kommt.

Wenn wir alten Soldaten und Infanteristen eure Spiele und Raufereien beobachten, dann sehen wir darin nicht nur einen vielleicht von manchem Ofenhocker als überflüssig gehaltenen Zeitvertreib. Wir freuen uns darüber, wie verwandt dieses Spiel ist mit dem, was ihr einmal bei der Infanterie — allerdings etwas anders und ernsthafter — betreiben sollt.

Denn bei eurem Spielen geht es ja auch darum, den anderen zu überlisten, sich vor ihm zu verstecken, im Raufen den anderen zu überwältigen, beim Schneeballwerfen zu zielen und zu treffen, und schließlich ehrgeizig durchzuhalten, wenn auch scheinbar die Kräfte versagen oder euch ein wenig Angst vor der Übermacht überfällt. Dann beißt ihr die Zähne aufeinander, denn ein Feigling will keiner gerne sein.

Ich sagte schon, daß eure Spiele so dem ernsten Handwerk des Infanteristen ähnlich sind. Denn es gibt keine Waffengattung, bei welcher der ganze Kampf so abhängig von dem einzelnen Mann ist, wie bei der Infanterie. Darum wird in der Ausbildung des Infanteristen in erster Linie jeder Mann zum Einzelkämpfer geschult.

Einzelkämpfer — was bedeutet das? Die Zeiten, in denen die Infanterie in Haufen oder in dichten Linien vorging, sind vorüber. Daß das nicht mehr in dieser Art möglich war, hat uns der Krieg gelehrt. Das Schlachtfeld eines neuzeitlichen Krieges ist fast leer, da die vielen Waffen des Feindes dafür sorgen, daß sich jeder Soldat nach Möglichkeit dem Feuer und der Sicht entzieht. Aber es ist ja nicht damit getan, sich einfach in ein Loch zu verkriechen. Dadurch kann ich ja auch nicht den Feind bekämpfen und überwältigen. Der Infanterist muß also an den Feind heran. Wie er das macht, muß er lernen. Er lernt es also, sich geschickt im Gelände vorzuarbeiten und von seiner Schußwaffe so Gebrauch zu machen, daß er auch wirklich dem Feinde schadet. Der Infanterist muß sein ganzes Verhalten in den Rahmen der Gesamtaufgabe einfügen. Er muß es lernen, die vielen verschiedenen Waffen, die die Infanterie heute hat, nicht gedankenlos, sondern mit Nachdenken zu bedienen. Als Sturmsoldat und Einzelkämpfer muß er schließlich dem bereits erschütterten Gegner auf das Fell rücken können und ihn dann im Nahkampf überwältigen. Dies alles muß er lernen, wenn er ein richtiger Infanterist sein will.

Und wenn ich zu Beginn euch an eure Spiele und Raufereien erinnerte, werdet ihr jetzt selber sehen, daß zu allem, was der Infanterist tun muß, ein beherzter Kerl gehört, ein Soldat, der auch ohne Aufsicht und oft ohne Befehl, manchmal ganz auf sich allein gestellt, den Schneid in sich trägt, um kein Feigling zu sein. Er muß von Pflichttreue durchdrungen sein und schließlich ein so starkes Ehrgefühl besitzen, daß man sich auf ihn in allen noch so bedrohlichen Lagen blindlings verlassen kann.

Vielleicht meinen nun einige unter euch, daß diese Eigenschaften euch hierzu ja nicht fehlen und daß euch diese Art des Kampfes zusagt, aber — und nun das Aber: daß man auch gerne nebenbei mit technischen Dingen oder mit dem Pferd oder mit dem Motor zu tun haben möchte. Das kann man verstehen. Nun, wißt ihr denn nicht, daß ihr das alles auch bei der Infanterie vorfindet? Die Infanterie ist ja heute die vielseitigste Waffengattung des Heeres. Bei ihr findet jeder eine seinen Neigungen und seiner Veranlagung nach passende Betätigung. Wir haben ja heute bei einem Infanterieregiment mehr Pferde, als es früher bei einem Kavallerieregiment gegeben hat. Und Motore? Wir haben ganze motorisierte Infanterieregimenter und bei jedem anderen Infanterieregiment eine motorisierte Panzerabwehrkompanie. Außerdem eine große Zahl Kraftradfahrer. Und Technik? Soviel ihr haben wollt! Fast bei jeder schweren Infanteriewaffe ist technisches Wissen und mathematisches Können erforderlich. Ferner hat die Infanterie eine Menge Nachrichtengerät, so daß technisch Begabte und Bastler dabei ihre volle Befriedigung finden können.

Kurzum: fast jede Neigung findet ein Betätigungsfeld bei der Infanterie. Da gibt es keine Einseitigkeit, keine Langeweile. Da gibt es keine gedankenlose Tätigkeit, kein ewiges Einerlei. Selbstverständlich sieht man dies nicht von außen. So ein vorbeimarschierender Infanterieblock oder auch eine Marschkolonne lassen es den Zuschauer nicht ahnen, was sich da alles ereignet, wenn diese Masse zum Gefecht erst auseinandergezogen wird und nun mit allen ihren Waffen, ihrem vielen Gerät und ihren sonstigen Kampfmitteln zum Kampf antritt.

Aber die Hauptsache ist und bleibt bei der Infanterie immer ihr geistiger Inhalt, den sie verkörpert. Ihr müßt schon Liebe zur Sache mitbringen, wenn ihr zur Infanterie wollt. Denn der Infanterist ist das Urbild des Kämpfers schlechthin.

Der Führer war selber, wie viele andere große, bekannte deutsche Männer, Infanterist. Darauf ist er heute noch stolz. Er hat, wie wohl kaum einer mehr, den Kampf der Infanterie in vorderster Linie und in schwerster Zeit selber erlebt. Und er hat gesagt, daß ihm dieses erlebte Soldatentum die seelischen und geistigen Kräfte verliehen hat, die er benötigte, um aus Deutschland das zu machen, was es heute ist.

In allen Ländern der Erde zollt man der Infanterie die höchsten Ehren. Nicht umsonst nennt man sie: „die Seele des Heeres" oder auch „die Königin der Schlacht". Alle Waffen gehören zwar unzertrennlich zusammen und kämpfen gemeinsam in treuer Waffenbrüderschaft. Keine kann die andere entbehren. Aber die Infanterie ist immer der Pol, um den sich alles dreht; sie ist das Schicksal, von der alle anderen Waffengattungen abhängen.

Wenn ihr nun also vor der Wahl steht, wohin ihr einmal gehen sollt, wenn euch der Wehrdienst ruft, dann kommt getrost zur Infanterie. Sie braucht die Tüchtigen und Schneidigen von euch. Dafür aber gibt sie euch auch etwas mit für euer ganzes Leben: das Bewußtsein nämlich, als Soldat mit zu den Besten gehört zu haben.

Mit dem Führer bei der deutschen Flotte

Von
Dr. Max Freiherr du Prel
Reichspressestelle

Am 22. März 1939 kommt aus Kowno, der Hauptstadt Litauens, die Nachricht, daß der litauische Ministerrat angesichts der Stellungnahme des Deutschen Reiches die Zustimmung zur Übergabe des Memelgebietes an Deutschland gegeben hat. Der Führer beordert daraufhin die in der Ostsee kreuzenden deutschen Seestreitkräfte nach Swinemünde, um sich selbst an der Spitze der deutschen Flotte ins befreite Memelland zu begeben. Unser Mitarbeiter, der als einer der wenigen deutschen Schriftleiter, denen hierzu die Möglichkeit gegeben war, an der Fahrt teilnahm, schildert uns den Verlauf des Unternehmens, bei dem der Führer als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht die erste große deutsche Flottenaktion leitete.

Als der Sonderzug des Führers am 22. März abends bei einsetzender Dunkelheit langsam durch Swinemünde hindurch dem Hafenbahnhof entgegenfährt, heben sich die wuchtigen Konturen der dort an der Mole und vor Anker liegenden deutschen Kriegsschiffe nur ungewiß vom Wasser ab. Noch war die Abreise des Führers und seine Einschiffung auf dem Panzerschiff „Deutschland" geheimgehalten. Darum donnern auch nicht die Salutschüsse der Kriegsschiffe, als der Führer über einen Laufsteg das Panzerschiff betritt. Der Triller der Signalpfeife, der Befehl: „Still gestanden! Achtung! Präsentiert das Gewehr!" und dann „Augen rechts!" sind die einzigen verhaltenen Töne, die mit den Präsentiergriffen der Wache auf dem Schiff vernehmbar sind. Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Dr. h. c. Raeder, und der Kommandant des Schiffes treten dem Führer zur Meldung entgegen.

Nun ist der Führer an Bord. Wir beeilen uns, zusammen mit den Adjutanten des Führers und einem Teil der ständigen Begleitmannschaft auf einer Barkasse den Kreuzer „Leipzig" zu erreichen, der als Begleitschiff unweit der „Deutschland" auf der Reede liegt. Kaum sind wir eingetroffen, werden die Anker gelichtet, und die Ausfahrt aus dem Hafen von Swinemünde beginnt.

Der Führer bei der Flotte! Wie lange mag die Kriegsmarine es sich gewünscht haben, einmal zu einer der großen Befreiungsunternehmungen des Reiches eingesetzt zu werden, neben dem Heer und der Luftwaffe auch einmal teilzuhaben an einer jener Großtaten Adolf Hitlers, auf die sich mit Bewunderung die Augen der Welt richten. Im März 1938 die Ostmark, im Oktober das Sudetenland, Mitte März 1939 die Einbeziehung Böhmens und Mährens in das Reich — Ruhmesblätter für das Heer, für die Luftwaffe, bei denen der Marine allenfalls Sicherungsaufgaben zum Schutz der deutschen Küste zufielen, bei denen ihr aber keinerlei tätige Beteiligung möglich war. Nun ist das Memelland ins Reich zurückgekehrt und soll unter den Schutz der deutschen Waffen gestellt werden. Der Führer hat beschlossen, hierzu in erster Linie die Seestreitkräfte einzusetzen und wiederum das Unternehmen selbst zu leiten.

Auf hoher See nordöstlich von Swinemünde beginnt sich das Geschwader zu formieren. Wir gehen auf die Kommandobrücke der „Leipzig", während das Kriegsschiff bei Seegang 3 und geringer Windstärke ruhig durch die Wellen der Ostsee gleitet. Auf der Kommandobrücke, im militärischen Sprachgebrauch kurz „Brücke" genannt, herrscht, um die Sicht in der Nacht nicht zu behindern, fast völliges Dunkel. Nur der Kompaß, der Maschinentelegraph, der Geschwindigkeitsmesser und einige andere Geräte sind durch indirektes Licht etwas erhellt. Auf der Brücke steht der Wachhabende Offizier, neben ihm der Rudergänger, der das Ruder bedient. Aber es ist kein Steuerrad mehr, das er, wie bei den alten Schiffen, in Händen hat. Er hat vor sich einige elektrische Knöpfe, durch deren Betätigung er den Ausschlag des Ruders (Steuer) lenkt. Auch von den übrigen Matrosen, die sich auf der Brücke aufhalten, hat jeder seine besonderen Obliegenheiten. Einer bedient den Entfernungsmesser. Sooft der Wachhabende Offizier „Abstand" ruft, läuft der Matrose mit dem Entfernungsmesser auf den äußersten Teil der Brücke außerhalb der die Instrumente schützenden Glasverkleidung und mißt dort den Abstand von dem vor uns fahrenden Panzerschiff „Deutschland", der auf 800 Meter gehalten werden muß. Wir sehen von der „Deutschland" nur die Lichter. Und das Hecklicht ist der Richtpunkt für unseren Kurs. Ab und zu blitzen vom Großmast die Scheinwerfer auf, die die Befehle zu uns herübermorsen. Die „Leipzig" nimmt sie auf und gibt sie weiter an den ihr folgenden Kreuzer „Nürnberg", und so gehen sie von Schiff zu Schiff durch die ganze in Kiellinie liegende Flotte. Wir erfahren, daß vor der „Deutschland", die das Flaggschiff ist, das Panzerschiff „Admiral Graf Spee" fährt, vor diesem einige Aufklärer. Hinter der „Nürnberg" folgen der Kreuzer „Köln" und das Panzerschiff „Admiral Scheer", dann die Zerstörer. In der Ferne erkennen wir backbord und steuerbord, voraus und achtern die Lichter der Schiffe, die die Spitzen- und Flankensicherung haben. Die Gesamtlänge des Geschwaders wird von den Offizieren auf 15 Kilometer geschätzt.

Die „Deutschland" vor uns führt, wie wir durch das Fernglas erkennen können, die hell angestrahlte Führerstandarte im Großmast, während die Dienstflagge des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, militärisch bezeichnet „ObdM.", auf unserer „Leipzig" gehißt ist zum Zeichen, daß sich der Oberbefehlshaber bei der Flotte befindet.

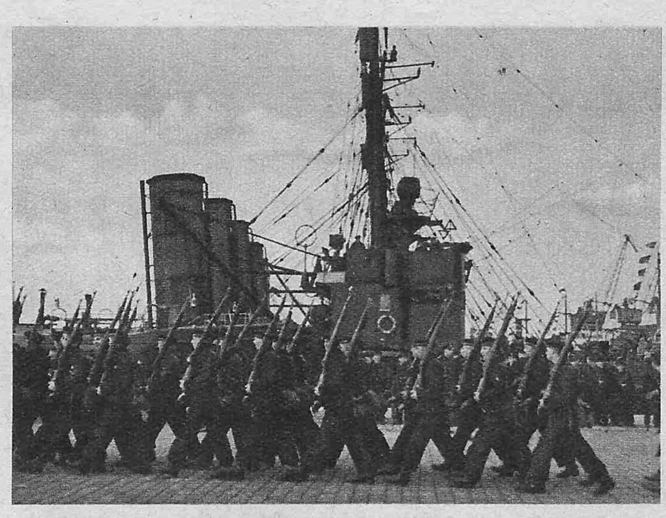
Im hellerleuchteten Kartenhaus erläutert uns zu mitternächtlicher Stunde der Kommandant der „Leipzig", Kapitän zur See Löwisch, den Kurs, den die Schiffe nehmen und der bestimmt ist einerseits durch die Leuchtfeuer der pommerschen Küste und andererseits durch die backbord vorausliegende „Stolpebank", die wir bald passieren müssen. Die Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 21 Seemeilen ist so bemessen, daß wir am nächsten Vormittag vor Memel eintreffen können. Sie bietet außerdem die Möglichkeit zu den entsprechenden Manövern der Begleitschiffe, die uns bald überholen, bald zurückbleiben.



Der Führer an Bord des Panzerschiffs „Deutschland"



In Paradeaufstellung grüßt die Mannschaft des „Admiral Scheer" den Führer



In musterhafter Disziplin betritt das Landungskorps der Kriegsmarine den Boden der Stadt Memel

Als wir schließlich unter Deck gehen, um die uns von den Offizieren bereitwilligst überlassenen Kammern aufzusuchen — ein Unternehmen, das bei dem für den Laien zunächst scheinbaren Wirrwarr der Gänge und Durchlässe eines Kriegsschiffes nur unter Führung einer schiffskundigen Ordonnanz gelingt —, schlafen die Matrosen längst in ihren Hängematten, die im Schimmer der spärlich angebrachten Lampen in den Gängen und an allen auch nur einigermaßen hierzu geeigneten Stellen im Takt der Schiffsbewegung schaukeln.

Am nächsten Morgen, als wir bei strahlend blauem Himmel das Deck wieder betreten, hat sich der Abstand zwischen den Schiffen auf 600 Meter verringert. Die Mannschaft ist mit der Morgenreinigung des Schiffes beschäftigt; an allen nur erdenklichen Stellen wird gescheuert, geschmiert und gepinselt.

Die Flakgeschütze aber sind seit Beginn der Aktion feuerbereit und scharf geladen. Die Erfahrungen von Ibiza, als das Panzerschiff „Deutschland" im tiefsten Frieden von einem sowjetspanischen Flugzeug mit Bombenabwürfen überfallen wurde, sowie die Besonderheit unseres diesmaligen Unternehmens sind Grund genug dazu. — Durch das Scherenfernrohr können wir alle Einzelheiten auf dem vor uns fahrenden Panzerschiff „Deutschland" einsehen und entdecken bald auch den Führer auf der Kommandobrücke, wie er die Manöver der Flotte verfolgt.

Nun dauert es nicht mehr lange, bis die Kurische Nehrung, zunächst nur als Streifen am Horizont, erkennbar wird, der wir uns rasch nähern. Näher und näher kommen wir dem Land, um dessen Deutscherhaltung zwanzig Jahre lang so erbittert gerungen wurde. Ergriffen sehen wir schließlich die Türme dieser ältesten deutschen Siedlung im Osten — Memel wurde schon vor Königsberg gegründet — aus dem dunstigen Horizont auftauchen.

Der Memeler Hafen ist viel zu klein, als daß die deutsche Flotte oder auch nur ein einziger Kreuzer dort einlaufen könnte. So werfen die großen Schiffe in erheblicher Entfernung vor der Hafeneinfahrt Anker, während die Zerstörer und die Minensuch- und -räumboote an uns vorbeidefilieren und mit einer Steuerbordschwenkung sich der Hafeneinfahrt nähern. Nun erst können wir erkennen, wie groß das Aufgebot an Schiffen ist, das hier vor Memel zusammengezogen wurde. Nicht weniger als 70 Einheiten, die die See bis zum Horizont beleben, sind versammelt.

Kaum sind die Anker rasselnd in den Grund gegangen, da dröhnt schon die Luft von den Geschwadern der Seeluftstreitkräfte, die in raschem Fluge hinter der Flotte hergekommen sind und jetzt über die Schiffe hinweg Memel entgegenbrausen. Wir sehen uns dieses wahrhaft erhebende Schauspiel, diesen Beweis deutscher Macht und Größe, noch an, als sich bereits die ersten Fischerboote von Memel, besetzt mit jubelnden Volksgenossen, unseren Schiffen nähern und unter lauten Rufen: „Wir danken unserm Führer" an den Kriegsschiffen entlangfahren.

Auf unsere Bitte hin werden wir dann mit einer Motorpinasse von der „Leipzig" abgesetzt und fahren zunächst zum Panzerschiff „Deutschland", um dort die Adjutanten des Führers abzusetzen. Als wir an der „Deutschland" längsseit kommen, entdecken wir auf dem Vorschiff den Führer, allein und nachdenklich auf und ab gehend. Er bemerkt uns und erwidert unseren Gruß.

Mächtig ragen die großkalibrigen Geschütze aus den Panzertürmen des Schiffes. Die schwarzweißrote Bemalung, die die Panzertürme tragen, stammen noch aus dem Spanieneinsatz des Schiffes, als es zur Wahrung der Interessen des deutschen Handels und zum Schutze der deutschen Staatsangehörigen im westlichen Mittelmeer weilte. Sie wurde angebracht, um die neutrale Eigenschaft des Schiffes zu kennzeichnen und jede neuerliche „Verwechslung" auszuschließen.

Nachdem wir auf der „Deutschland" einen kurzen Besuch abgestattet haben, setzt unsere Pinasse wieder ab. Noch einmal sehen wir auf dem Vorschiff den Führer, der gerade eine Meldung überbracht bekommt. Dann nimmt die Pinasse volle Fahrt auf und bringt uns den Türmen Memels näher und näher. Vorbei an den die Hafeneinfahrt sichernden Zerstörern kommen wir in fast einstündiger Fahrt schließlich auf die Mole zu, an der die Minenräumboote haarscharf ausgerichtet festgemacht haben. Ihre Konturen heben sich hellgrau und scharf in der gleißenden Sonne vom dunklen Hafenwasser ab. Wir machen an derselben Stelle fest, wo bald nach uns der Führer landen wird. Auch der Hafen hat inzwischen durch die Kriegsmarine ein besonderes Gepräge erhalten. Wo bisher der dürftige litauische Seehandel jede Regsamkeit verhinderte, herrscht heute lebendiger Betrieb. Das Landungskorps der Kriegsmarine ist schon ausgeschifft. Die Matrosen marschieren mit Fahne und geschulterten Gewehren in die Stadt; im Hintergrund ragen schwarz und dräuend die Aufbauten der Minensuchboote empor.

Es ist hier nicht der Ort, um die stürmische Begeisterung, mit der die Memelländer den Führer empfingen, noch einmal zu schildern. Es waren erhebende Stunden, die an gläubiger Innigkeit denen, die wir in der Ostmark und im Sudetenland erleben durften, nicht nachstanden. Die Ansprache des Führers, die die Memelländer tief beeindruckte, hat ihnen die Gewißheit verschafft, daß sie sich nunmehr im Schutze der deutschen Flotte und der ganzen deutschen Wehrmacht als freie, stolze Menschen glücklich fühlen dürfen.

Als nach der Kundgebung der Führer wieder unter den brausenden Heilrufen der befreiten Volksgenossen durch die Stadt zum Hafen gefahren war, schiffen wir uns mit ihm auf dem Torpedoboot „Leopard" ein, um an der Flottenparade teilzunehmen. Es ist ein eindrucksvolles, einzigartiges Bild, als wir uns den langgestreckten, grauen Riesen nähern, die wuchtig vor uns hingelagert sind. Stolz weht die blutrote Hakenkreuzkriegsflagge von jedem der Schiffe. Die Mannschaft ist an der Reling in Paradeaufstellung angetreten und begrüßt den Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht beim Passieren mit dreifachem „Heil!". Von Schiff zu Schiff nimmt der „Leopard" Kurs, während der Führer von der Brücke aus, neben ihm Großadmiral Dr. h. c. Raeder, die Kreuzer und Panzerschiffe mustert und ihren Gruß erwidert. Dann legt der Zerstörer, als wir als letztes Schiff das Panzerschiff „Admiral Scheer" umfahren haben, in großem Bogen wieder bei der „Deutschland" an, auf der wir uns vom Führer verabschieden, um mit einem Minenräumboot auf die „Leipzig" zurückzugelangen. Bald lichtet die Flotte erneut die Anker und fährt, während Offiziere und Mannschaften in ernstem Schweigen auf Memel zurückblicken, in geschlossener Formation nach Swinemünde zurück.

Unter dem Salut sämtlicher Kriegsschiffe löst sich am nächsten Morgen um 9 Uhr vor Swinemünde das Panzerschiff „Deutschland" aus dem Verband der 70 Einheiten der deutschen Kriegsflotte und fährt, von der „Leipzig" begleitet, in den Hafen ein.

Der Führer ließ in diesem Augenblick signalisieren: „Ich spreche der Flotte für die Durchführung der Aufgabe meine Anerkennung aus. Adolf Hitler."

An der Mole von Memel haben die Minenräumboote festgemacht. Haarscharf ausgerichtet liegen sie hier als Zeichen deutscher Stärke

Aufnahmen: Dr. du Prel (4), Scherl (1)

Vor der Einfahrt zum Hafen von Memel defilieren die Zerstörer, die Minensuchboote und die Minenräumboote an den Kreuzern vorüber

Aus dem Wettbewerb: „Fahrtenberichte"

Auf Spielfahrt in Brasilien

„Du, Hans, wenn das so weitergeht, dann mache ich ganz bestimmt schlapp! Ich kann jetzt schon nicht mehr. Der Rücken, die Füße, alles ist wundgerieben und schmerzt und da soll man dieses Leben noch zehn Tage mitmachen!"

„Was", sprang der kleine Fritz dazwischen, „jetzt schon schlappmachen und noch kein Geld in der Kasse? Weißt du denn nicht, daß von dem Überschuß dieser Fahrt Zelte angeschafft werden sollen? Mensch, da halte ich durch, und wenn mir die Haut vom Rücken herunterhängt!"

August war von der mutigen Rede des Kleinen beschämt. Aber er konnte doch selber nicht dafür, daß es seine erste Fahrt war, und daß er nun schon müde war, nachdem die kleine Schar erst fünf Spielabende gegeben hatte!

So ging es uns: Erst spät abends kommen wir in dem Ort an. Dann muß die Bühne gebaut werden, und wenn alles vorbereitet ist, wird mit hungrigen Mägen gespielt, denn es ist schon soweit! Die Zuschauer wissen nichts davon und wollen die Schar frisch und munter sehen. Da heißt es, Knochen zusammengerissen und Kameradschaft, sonst geht alles in die Brüche. Vielleicht gibt es spät abends bei dem Bauer im Quartier etwas zu essen! Aber da haben wir schon Erfahrungen gemacht; der Gastgeber redet zunächst nur von den Spielen. Er weiß gar nicht, wie die Jungen müde sind und daß sie morgen schon um sechs Uhr weiter müssen!

Daran dachte nun August, und im nächsten Augenblick kamen auch schon fünf Bauernwagen angerollt. Die zwanzig Jungen springen frisch von dem Rasen, auf dem sie gelagert hatten, auf, heben ihre dickbäuchigen Rucksäcke an und verfrachten sich auf die Wagen. Immer vier Mann besetzen ein Gefährt, und der Bauer sieht sich vergnügt die Jungen an, die er nun sechs Stunden über steinige, holprige Straßen ins nächste Dorf bringen soll. Es sieht wild aus; denn Wimpel, Landsknechtstrommeln, Spieße und Hörner werden hochgehalten, damit nichts beschädigt wird.

So vergeht die erste Stunde recht lustig und alle Müdigkeit scheint überwunden zu sein. Aber es scheint nur so. Bald geht das Rumpeln richtig los, und da die Sonne immer erbarmungsloser scheint, legt sich eine unüberwindliche Stille und Gelassenheit über die Fahrgäste. Bald sinken die Köpfe nach vorne, hängen schlapp zur Seite, und in einem Wagen haben die Kerle sich sogar hingelegt. Kein dummer Einfall, denn so kann man diese Reise wirklich am besten überstehen. Bald liegt alles und nur der Bauer achtet auf Weg und Richtung.



Zeichnung: Skibba

Einmal ist eine Bauersfrau ins nächste Dorf gelaufen und hat einen neuen Aufstand verkündigt, als sie unsere Anfahrt sah. Sie habe von dem Felde aus selber fünf schwergeladene Wagen mit Toten und Verwundeten gesehen, und wahrscheinlich würden sie in diesem Dorfe Quartier aufschlagen, sagte sie. Das war für uns die beste Werbung, denn im Dorfe war darüber ein großes Gerede und alle wollten Genaues hören. Erstaunt waren die Leute, als vor dem Vereinshaus zwanzig braungebrannte Jungen standen, denen man nichts mehr von Müdigkeit ansah.

Da meinte ein alter Bauer: „De Katrin hat mal wieder Geister gesien! Bübl sin's — die nemliche, die vor's Johr do gewes sien. Do werd' i als mol die Bauersleit alamiere, daß a recht vill es wisse. Komme tun's don von selwer!"

Und der Bauer hatte recht! Von überall kamen die Leute weit hergeritten und gefahren. Manchmal viele Stunden, und dann brachten sie immer die ganze Familie mit. Schwarze Wolken ziehen über den Himmel hin, aber was kümmert es sie; sie wollen jetzt ein deutsches Spiel sehen, das mehr ist, als der Alltag in der rauhen Arbeit.

Hinter der einfachen Bühne liegen wir mal wieder ganz niedergeschlagen. Auf der einen Seite die wildausgemusterten Landsknechte mit drohenden Spießen und auf der andern Seite die Bauern mit ihren einfachen, blauen Kitteln. Wir warten in unserer „Tracht" auf das Spiel, das in ein paar Minuten anfangen soll.

In einer Ecke sitzt ein kleiner „Schwab" und hat die Trommelschläger in der Hand. Er wirbelt schon die ganze Fahrt über und hat doch immer Lampenfieber. Vielleicht bekommt er heute nicht den richtigen Wirbel für die Mördlinger Schlacht heraus, und dann ist alles verloren, wie er glaubt.

Der „Hauptmann" läuft aufgeregt hin und her und redet sich Wut zu. Beim letzten Abend war da etwas nicht ganz einwandfrei. Er als „Oberst" hatte seine Bande zu wenig angefeuert, als die Schlacht losging, aber dann auch diese Müdigkeit; nun soll man da noch Feuer in den Knochen haben. — Heute mußte es besser werden!

Das Horn ertönt, und mit einem Ruck steht die spielende Mannschaft da und in ihrem Herzen nur ein heißer Brand: jetzt durch das Spiel für deutsche Art in Brasilien zu werben! Das Spiel der Jugend soll Besinnung, soll Weg zu dem lebendigen Herzen unseres Volkes sein. Und da kennen wir keine Müdigkeit, sondern stellen uns unter den Befehl der eisernen Kameradschaft, die alle Not bezwingt.

Langsam suchen die Bauern nach dem Spiele ihre Höfe auf. Sie wollen den Saal noch nicht verlassen und fühlen sich zu den Jungen hingezogen, die ihr Leben in dieser Feierstunde verkörpert haben.

An diesem Abend fand August auch ein gutes Quartier! Gar nicht so weit und dazu noch mit dem „Schwob" zusammen. Mit einer Handlaterne leuchtend, brachte sie der Bauer nach Hause. In der Küche bekommen beide reichlich aufgetragen. Es ist schon wieder spät, aber wenn der Magen beruhigt werden muß, dann spielt die Zeit keine Rolle. Der Gastgeber sitzt ruhig da und bewundert den gesunden Hunger der Jungen, und erst als „Schwob" feststellt, daß er auch ein Schwabe ist, da ist das Eis gebrochen. Es wird lustig erzählt, und der Kleine will alles wissen. August ist zu beschäftigt: Er fühlt neue Kräfte in seinen Adern und denkt gar nicht mehr ans Schlappmachen. Endlich ist es Zeit, der Bauer führt sie eine Treppe höher, wo in einem geräumigen Zimmer ein riesiges Bett steht. Der Gastgeber stellt das Licht auf den festen Tisch und überläßt den Jungen die Auswahl der Liegeplätze. „Schwob" schiebt sich gleich an die Wand, und ehe August noch etwas „von nicht müde sein" reden will, schnarcht er schon feste den gesunden Jungenschlaf herunter.

Der Morgen graut, und schon rumpelt es an der Tür. „Auf, Bub, es ist Zeit!" Ach, schon wieder, dann los!

Und dann ging es weiter.

Jetzt aber nicht auf Wagen, sondern gewandert über herrliche Berge, durch dichte Wälder, immer so, wie die Bauern uns den kürzesten Pfad ins nächste Dorf wiesen. Dabei wird die ganze Ausstattung mitgeschleppt. Schwerter werden angesteckt und die Spieße über die Schulter gelegt. Da kann man nicht in Marschordnung gehen, denn der Weg ist oft zu eng und verwaschen von dem letzten Regen. Darum sucht jeder selbst, wie er am besten vorwärtskommt.

Vorn stockt auf einmal der Zug. Eine Lichtung ist erreicht, und mittendrin steht ein schwerbeladener Orangenbaum. Wahrscheinlich hat hier früher mal ein Haus gestanden, denken wir, jetzt ist es aber nicht mehr da, und wenn wir die Früchte hängen lassen, dann sind wir große Esel.

Das ist unsere unendliche Freiheit, die uns überall auf unseren Fahrten entgegenleuchtet. — Es ist die Heimat mit ihrer reichen Frucht, Kraft aus der Erde, die verdirbt, wenn man sie nicht erntet. Es ist das Volk, das heranwächst und verkommt, wenn nicht Jungen ihre Stimme wie Fanfaren ertönen lassen, und sie mahnt zur deutschen Art. Wir wachsen in einer neuen Zeit, und heiliges Wollen beseelt uns zur Tat. Wir sind verwurzelt in der Erde unserer Ahnen und sind Kraft aus ihrem Blute, dem wir immer die Treue halten. Gehärtet durchs Leben, suchen wir die Not zu bezwingen!

Auf schlanken Seglern durch dunkle Nacht über das Wasser, im staubigen Zug zum welligen Kampland und im Fuhrwerk weiter zu den fernen Bauern brachten uns unsere Fahrten durch die Heimat Brasilien. Ungezählte Tausende von Kilometern überall hin, immer weiter und weiter durchs Land, denn nur so werden wir unsere riesige Heimat lieben lernen und mit den deutschen Menschen, die ganz in der Erde verwurzelt sind, in Verbindung bleiben.

Unsere Jugend in Brasilien ist rege geworden und weiß, daß Volk kein leerer Begriff ist, sondern ein heiliges Gut, zu dem man stehen muß, und das man nicht verleugnen kann.

Das war uns Zweck und Ziel auf unseren Fahrten!

Robert-Walter Sobottka.

Rast im Engadin

Wir fahren hoch oben im Engadin.

Land der Sonne und der Berge — neben uns der grüne Inn, der tosend von den Gipfeln zu Tale rast. Gletscher und Schneeferner über den Talhängen mit ihren hellgrünen Lärchen und schwarzgrünen Arvenwäldern: Das ist das Engadin.

Um uns tiefes Schweigen. Keiner von uns vieren weiß auch nur ein Lied zu pfeifen. Zu unserer tiefen Müdigkeit vom Flüela-Paß kam diese Herrlichkeit des friedlichen Tales. Kein Wort darf diese Ruhe brechen.

Ein Dorf. Weiße Steinklötze am steilen Hang; hineingeklebt über dem brausenden Inn und blendend angestrahlt von der Glut südlicher Sonne. Jedes Haus ist eine Festung. Dicke Mauern, statt der Fenster kühle Löcher. Wir wittern Abenteuer.

Anton hält unsern schwarzen Pott einem erschrockenen Bergbauern unter die Nase. „Milch — wir wollen Milch kaufen!" Aber der Bauer ist stumm. Staunt, rennt in seine finstere Höhle und bringt sein Weib. Beide grinsen, gaffen, und viele Kinder kommen.

Aber die uns umstehen, verstehen uns nicht. Schauen, staunen und schwatzen in einer unverständlichen Sprache.

Endlich ein blonder Bursch: „Ihr wollt Milch?" Unser Freund erklärt uns lachend, daß nur wenige der Bergbauern die deutsche Sprache beherrschen. Alle sprächen romanisch.

Wir gehen mit unserem Helfer. An der Hand führt er ein Mädel, wohl seine Schwester. Anina heißt sie.

Am Brunnen bauen wir unsere Küche auf. Die Bauern stehen dabei. Derweil unser kleiner Alvie Hafermark und Zucker mischt (ich glaube, er zählt die letzten süßen Rosinen aus), singen wir ein Fahrtenlied, schmettern den wohlgeübten Reim:

Wir aber müssen marschieren,
Bis daß die Beine werden krumm ...

Die Bauern schweigen. „Noch ein Lied wollen sie haben ...", flüstert danach der lange, blonde Kerl. —

Ein neuer Tag. Die kleine Anina begrüßt uns. Von der Tür ihrer Hütte weist sie uns den Weg. Wohl mag es dort unten in Tirol auch viel Sonne geben, aber Quartier machen zu dürfen in Lavin ... Staub und Kilometer haben wir uns als Gefährten erwählt.

Anina lacht. Sie weiß nichts von Kilometern. Sie kennt nur die schwarzen Ziegen, die sie aus dem Stalle führt. Und kennt das ewig muntere Lied des grünen Inn ... Sie reicht uns zum Abschied die Hand. Lacht und winkt. Ist dann plötzlich verschwunden. Mit ihr auch die Sonne hinter einer silbernen Wolkenburg ...

Wir schwingen uns wieder auf die ächzenden Stahlrosse und fahren — stumm und müde — Innsbruck entgegen ...

Werner Widmor.

Natürlich wieder Schlups

Schon öfter war ich mit meinem Jungzug auf Fahrt oder im Lager, und meist immer habe ich was „Seltsames" erlebt. Das lustigste „Geschehen" habe ich euch einmal aufgeschrieben. Also, aufgepaßt! Ich fange an!

In einem Bruch in den Wäldern um die Solitude hatten wir unser Lager. Vierundzwanzig Stunden war das Feuer nicht ausgegangen. In einer Stunde wollten wir aufbrechen. Petz briet sich schnell noch eine Kartoffel — weiß der Teufel, wo er die aufgetrieben hatte —, die andern machten allerhand Krach und Dummheiten. Schlups, der Kleinste und Frechste von der ganzen Bande, war natürlich am schlimmsten. Er verstand es herrlich, die andern zu ärgern. Aber heute versprach ich mir nicht viel davon, denn die Stimmung war sowieso schon kriegerisch. Siehe da, schon rollte er sich mit zweien auf dem Boden. Der eine bemächtigte sich seiner wertvollen Gestalt und schleifte ihn mit wilden Siegesrufen im Kreise hinter sich her. Als er genug hatte, ließ er nach. Schlups erhob sich mühsam, sah an sich hinunter und verzog sich leise grollend aus dem Kreis. Natürlich, ich hab's ja gewußt. Und ehe ich noch etwas sagen konnte, rannte Schlups davon, aus dem Bruch hinaus und den steilen Hang hinauf, der vierhundert Meter weg wie eine Kanzel in das weite Bruch hineinragte. Dort oben legte er sich hinter einen großen Baum, daß man nur noch die Nasenspitze sah, ließ Steinlein herunterrollen und nahm einen Holzprügel an seine Backe, als ob er auf uns schießen wollte ...

Mir war das unangenehm, denn ich wollte langsam aufpacken. Und Schlups führte seine Rache unbekümmert durch. Man hätte wohl den Hang stürmen und Schlups holen können. Aber erstens war die Entfernung ziemlich groß, und Schlups konnte im Gestrüpp oben entwischen und stundenlang mit uns Versteck spielen, und zweitens war es reizlos, ihn so einfach wieder einholen.

„Wir werden ihn überlisten", sage ich und denke nach. Wir waren noch sechs im Lager. Das ganze Lager war nicht zu übersehen vom Hang, weil eine Wand von Bruchstein aufgeschichtet war. Dahinter stieg der Rauch auf. Mein Plan war einfach. „Wir werden langsam, einer nach dem andern, verschwinden, nur Petz bleibt da. Petz macht Krach für sechs. Und Schlups ist plötzlich eingeschlossen."

Alle fanden das großartig. Petz baute aus einem Affen und einer Windjacke eine Art menschliches Wesen. Das setzte er unbemerkt — wie wir hofften — an die Bruchsteinmauer und drückte ihm einen Fetzen Zeitungspapier in die vermeintlichen Hände. Zwei von uns waren schon weg. Petz schürte das Feuer, als wolle er einen Ochsen braten. Dann verschwand noch einer von uns. Petz trommelte. Petz machte Krach für vier. Da kroch ich auch ab. Petz redete in fünf verschiedenen Zungen, er rollte sich am Boden und pfiff zugleich einen Marsch. Er trommelte „Preußens Gloria" und schrie zugleich: „Aufhören! Aufhören!" Es hörte sich gräßlich echt von weitem an.

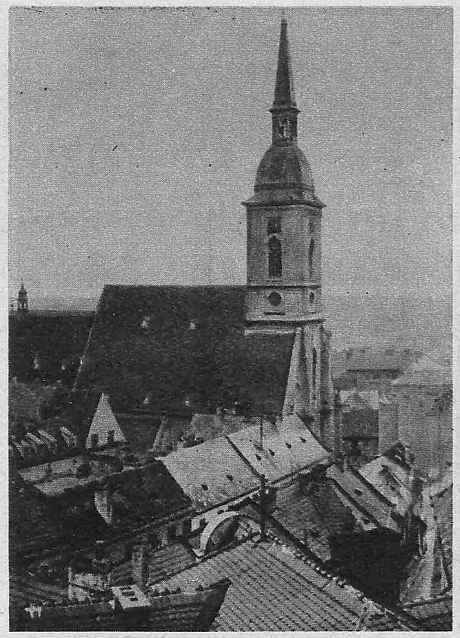
Als wir oben auf der Kanzel zusammenkamen, war Schlups verschwunden. Wir hatten ihn fast bis zuletzt im Auge behalten. Ich blieb am Baum stehen. Vielleicht ist Schlups den Hang hinabgerutscht? Oder er hat sich rücklings in das kleine Bachbett gerollt — also rasch auseinander — suchen, suchen. In zwanzig Minuten wollte ich eigentlich aufbrechen. Natürlich war, wie immer, Schlups der Übeltäter.

Petz war langsam müde geworden. Er machte nur noch Krach für drei. Dafür schlug er jetzt mit den Fäusten auf die Trommel. Wo könnte eigentlich Schlups ...? Ich schaue nach oben. Da klebte er tatsächlich in den dichten Ästen und sah durch sein Fernglas auf den sich abmühenden Petz. Daran hatte ich allerdings nicht gedacht. Wir waren die Dummen! Ganz leise und vorsichtig zog ich mich hoch im Baum. — Schlups kicherte vor sich hin — dann ließ er beinahe vor Schreck das Glas fallen.

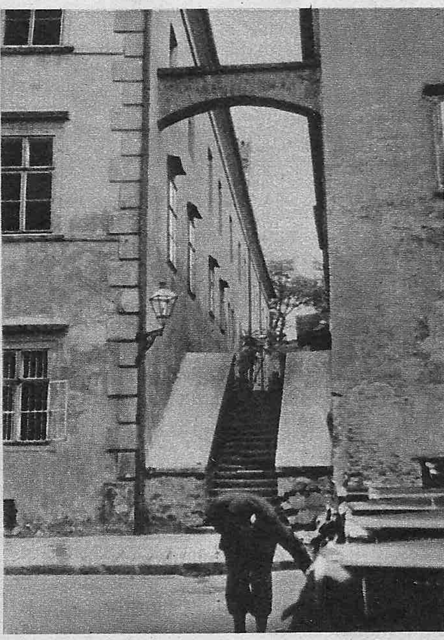
„So, nun werden wir dich braten", sagte ich und schleppte ihn, über die Schulter gelegt, zum Lager hinunter. „Feuer schüren, Petz! Und dreimal pfeifen!" Die andern kamen angerast. Schlups wimmerte. Er sah vielleicht noch etwas dreckiger aus als zuvor. Mitleid bewegte mein Herz.

Wir hatten eigentlich keinen Hunger mehr. Und wir packten auf ...

Fritz Krömer.



Der St. Martinsdom birgt eine Fülle von Erinnerungen. Hoch ragt sein Turm über die Stadt Preßburg

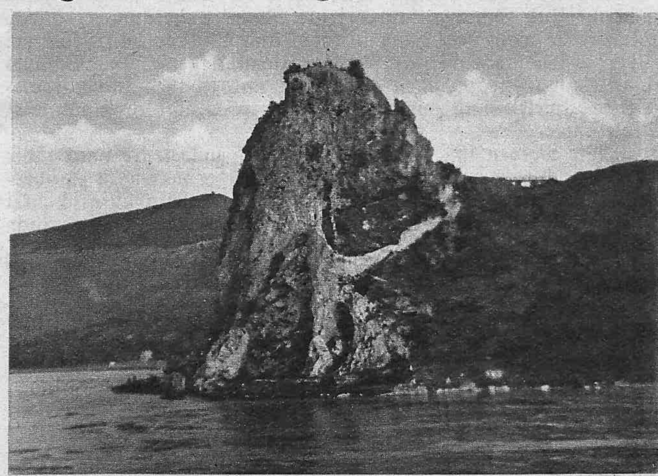


Schmale Gassen und schöne, alte Häuser, lauschige Nischen und verträumte Winkel finden sich viel in der Altstadt

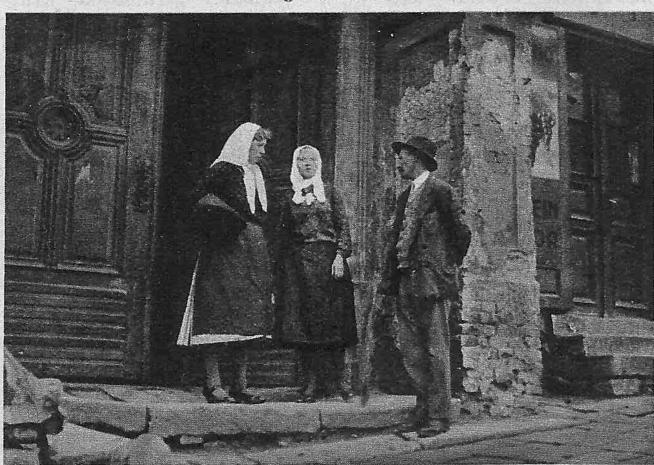


Häuser, die in längst vergangenen Jahrhunderten deutsche Baumeister erbauten, zeigen schmuckvolle Portale

Preßburgs deutsche Erinnerungen



Oberhalb der Einmündung der March spiegelt sich die verfallene Burg Theben in den Fluten der Donau



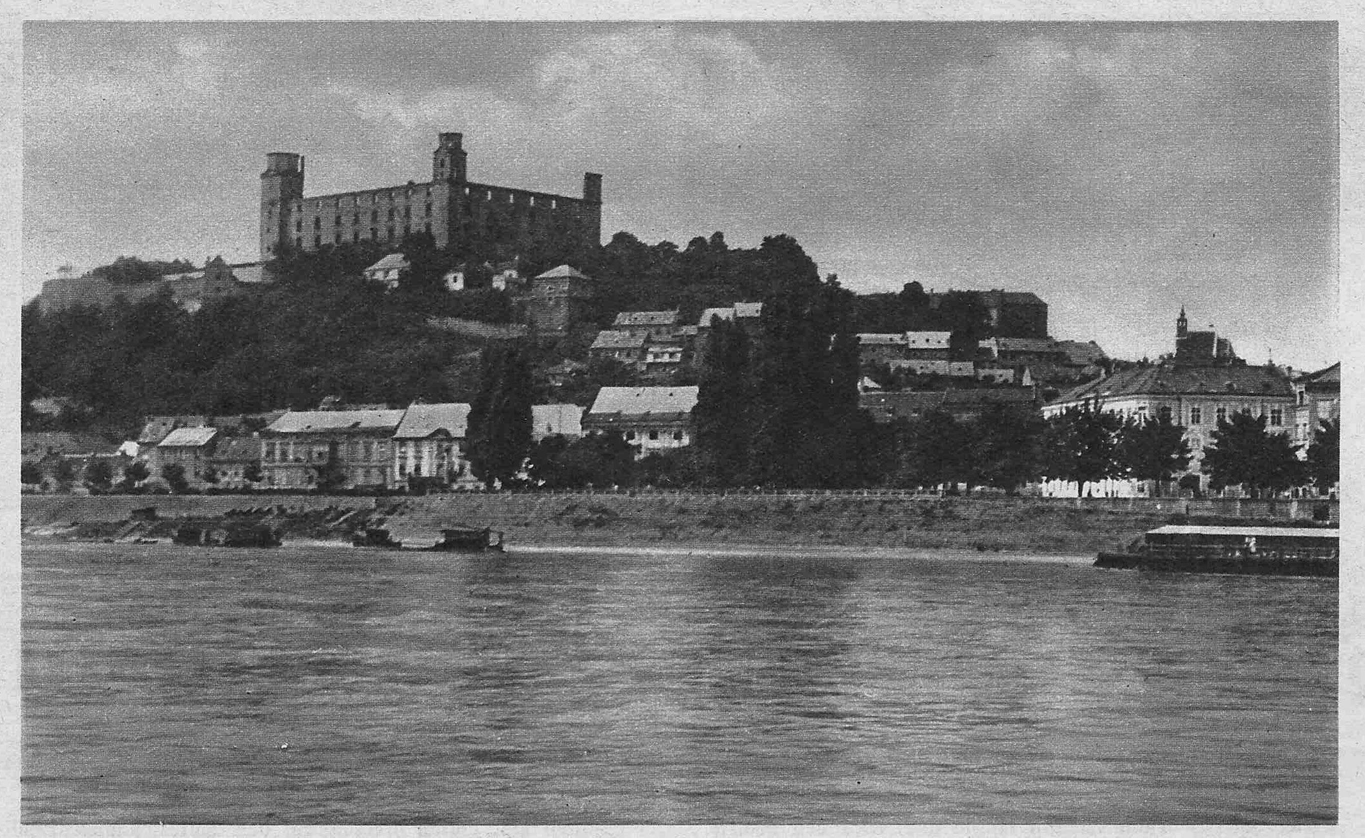
Slowaken und vor allem die Slowakinnen in bunter Tracht beleben Straßen und Gassen Preßburgs

In ruhiger Fahrt nahm der schmucke Dampfer, der an seinem Schornstein die Farben der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft trug, seinen Weg stromabwärts. Zu beiden Seiten der Donau zog das Land gemächlich vorüber. Wien lag hinter uns, die Wachau mit ihren rebenbewachsenen Hügeln hatte uns ihren Gruß zugewinkt, bald sollte auch Preßburg auftauchen. Langsam dämmerte der Abend herein; heimliger Friede lag über der Landschaft. Oberhalb der Einmündung der March in die Donau ragte wuchtig die Schloßruine von Theben auf.

Der Kapitän des Dampfers trat auf mich zu. „Als Hauptstadt des slowakischen Staates", so meinte er, „geht nun auch Preßburg wieder einer größeren Zukunft entgegen. Nicht nur die Slowaken, sondern auch die Deutschen in der schönen Stadt haben aufgeatmet, als die Neuordnung des böhmisch-mährischen Raumes durch den Führer ebenfalls den hier seit 20 Jahren ersehnten Frieden brachte. Oft genug hatten die Deutschen schon sehnsüchtig nach Engerau hinübergeblickt. Ohne Ende war der Jubel, als der Führer eines Tages im vergangenen Jahre den Brückenkopf besuchte und nach Preßburg hinüber grüßte."

Dann waren wir am Ziel. Während der Dampfer am Kai anlegte, rief mir der Donaufahrer noch als letzten Gruß die Worte zu: „Blicken Sie sich in der Stadt nur tüchtig um, es gibt mancherlei zu sehen und zu entdecken."

Preßburg, die Hauptstadt der Slowakei, des jüngsten europäischen Staates, nahm mich gastlich auf. Ihr Name hat einen guten Klang in der Geschichte. Deutscher Bürgerfleiß und die Arbeit deutscher Siedler hat die Stadt, die während des 13. Jahrhunderts zu Füßen der Feste Preßburg entstand, mächtig aufblühen lassen. Als das 15. Jahrhundert zur Neige ging, war die deutsche Kolonisation, die in Preßburg einen starken Stützpunkt hatte, bereits soweit gediehen, daß sich die drei Zweige der deutschen Besiedlung der Slowakei, Preßburg, die Zips und die Deutsch-Probener Sprachinsel, fast vereinigten. Zur Zeit Österreichs mütterlicher Herrscherin Maria Theresia, der Gegenspielerin Friedrichs des Großen, zählte die Stadt etwa 1300 Gebäude, von denen weit mehr als 1000 im Besitz deutscher Bürger, Kaufleute und Handwerker waren. Durch die Jahrhunderte bis hin zum Jahre 1867 war Preßburg auch Residenzstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der gotische St. Martinsdom, zusammen mit dem Schloß ein schon vom Fluß her sichtbares Wahrzeichen der Stadt, sah Könige und Königinnen in seinen geweihten Hallen. Elf Könige und acht Königinnen beugten Haupt und Knie vor dem Altar des Domes, um die Krone zu empfangen. Glanzvolle Stunden mögen es gewesen sein, als sich Fürsten und



Preßburgs Schloß liegt auf einem Hügel. Könige und Fürsten haben in seinen Sälen gerastet. 1811 brannte es völlig aus — Aufnahmen: Dr. Küppers (Scherl)

Herren mit ihrem Gefolge zu den Feierlichkeiten in der kleinen Stadt an der Donau trafen.

Mit Liebe und Sorgfalt hat Maria Theresia in den Zeiten ihrer kraftvollen Herrschaft immer wieder für die Residenz Preßburg gesorgt. Sie stattete damit ihren Dank für die Waffenhilfe ab, die die ungarischen Stände ihr geleistet hatten. Preßburg war dazumal ja Hauptstadt des ungarischen Landes. Bauten im Stile der theresianischen Zeit, vor allem im Stile des Barocks, ziehen sich vom Schloß hin landeinwärts. Viele andere Bauzeitalter haben ebenfalls Preßburgs Gesicht geformt. Zwei- oder dreimal im Laufe der Jahrhunderte wüteten schwere Brände in der Stadt und legten ganze Stadtviertel in Schutt und Asche. Aber immer wieder wurde von neuem mit dem Wiederaufbau begonnen. Rund um den Dom hat sich der älteste Teil Preßburgs mit Gassen und Gäßchen, Patrizierhäusern und schönen Adelspalästen erhalten. Je weiter man aus der Stadt hinauswandert, landeinwärts zu, wo sich am Rande des Horizonts die Höhenzüge der Kleinen Karpaten scharf abzeichnen, desto jünger sind die Gebäude, die aus der ungarischen und tschechischen Zeit stammen. In einem Kranz von Landhäusern geht die Stadt in das Land über.

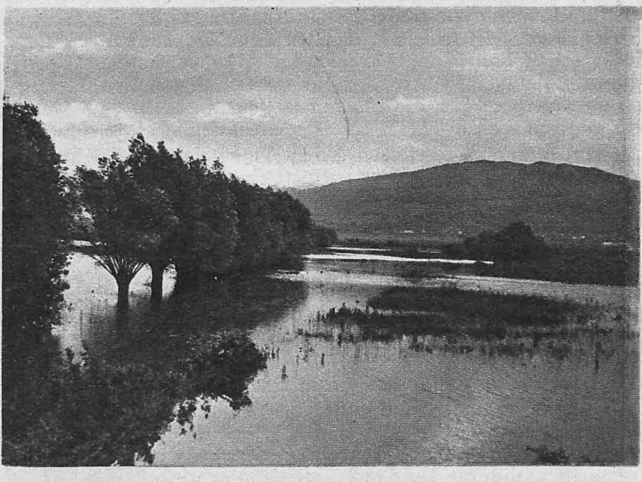
Wechselvoll ist das Geschick Preßburgs gewesen. Zeitweise Landeshauptstadt Ungarns im Reiche der Habsburger, dann, nach dem unglücklichen Ausgange des Weltkrieges, zur Hauptstadt des slowakischen Landesteiles erklärt und von Tschechen überflutet, hat es nun als Hauptstadt der freien Slowakei, die sich in den Schutz des Großdeutschen Reiches gestellt hat, neue, verheißungsvolle Aufgaben an der Donau übernommen.

Rund 140 000 Einwohner zählt Preßburg heute. Etwa 40 000 davon sind Deutsche. Überall in den Straßen klingt die deutsche Sprache, und deutsche Bauwerke legen überall Zeugnis von der Vergangenheit ab. Vergeblich hatten die Tschechen während ihrer Gewaltherrschaft versucht, das vorherrschend deutsche Gesicht Preßburgs zu verwischen. Es ist ihnen nicht gelungen. Sie hätten fast die ganze Stadt abreißen und neu erbauen müssen. „Bratislava", wie sie es nannten, ist immer Preßburg geblieben.

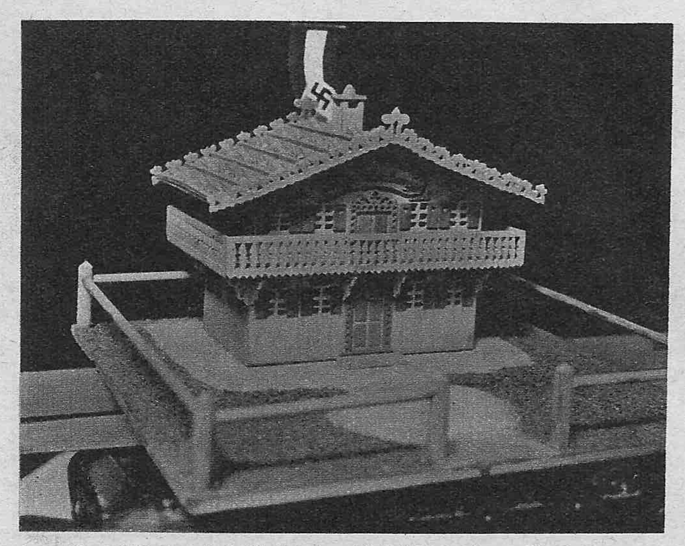
Etwas anderes fällt noch dem deutschen Besucher auf: das Ghetto. Preßburg hat ein großes Judenviertel. Nach dem Weltkrieg kamen die Juden in Scharen aus dem Osten und Südosten, um hier ihre dunklen Geschäfte zu betreiben und die ehrlichen deutschen und slowakischen Kaufleute und Handwerker um ihren Verdienst zu bringen. Sie fühlten sich als die Herren solange, bis das slowakische und das deutsche Volk sich auch hier erhoben und gemeinsam ihre Bedrücker fortjagten. So war es verständlich, daß die Slowakei nach ihrer Gründung auch die Judenfrage sofort einer gründlichen Lösung zuführte. F. Sch.



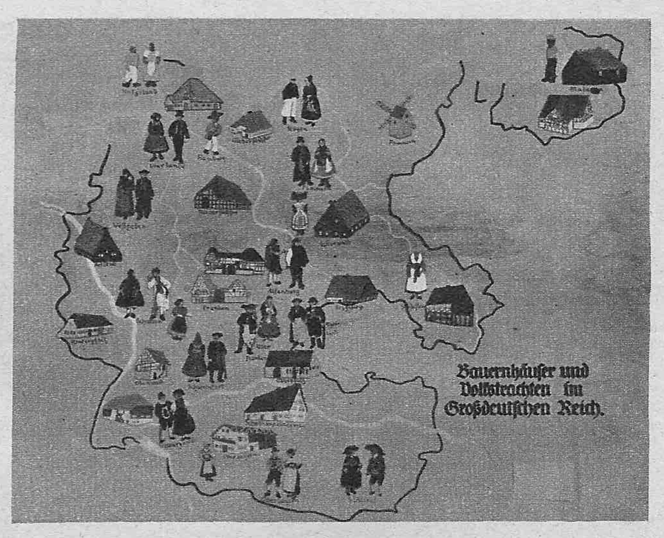
Im Preßburger Ghetto steht das schmalste Haus der slowakischen Hauptstadt: das Schabbeshaus



Donaulandschaft bei Preßburg. Im Hintergrund die Kleinen Karpaten



Ein 12jähriger Bub schnitzte das Modell dieser Jugendherberge



Eine Karte von Großdeutschland mit Bauernhäusern und Volkstrachten

Leipzigs große Schülerschau

„Hallo, Hansl, grüß dich. Sieht man dich auch mal wieder? Wo kommst du her und wo willst du hin?"

„Heil Hitler! Toni. In Leipzig bin ich gewesen, meinen Vetter hab ich besucht. Kennst ihn ja auch noch, den Walter."

„Ach, der Walter. Ob ich den noch kenne. Seine Ledernen waren ja berühmt für ihren Glanz in der ganzen Stadt. Wie geht es ihm denn, was treibt er dort unten?"

„Sie sind alle miteinander munter in der Stadt. Lassen auch grüßen. Ich hab ihnen viel erzählen müssen von unseren Bergfahrten. Haben alle eine große Sehnsucht und wollten am liebsten mit mir zurückfahren nach unserm Innsbruck. Ich kann es verstehen. Mir ging es ebenso. Gleich nach 14 Tagen wäre ich beinahe auch in den Zug gesprungen und zurückgefahren. Aber sie wollten mich nicht fortlassen. Ich mußte ihnen sogar versprechen, nicht auszureißen und bei Nacht durchzubrennen. Sie haben große Sehnsucht nach unserem Hafelekar und nach dem Iselberg. — Drei Tage hab ich in der Stadt die langen Hosen angehabt, dann hab ich wieder die Ledernen angezogen. Die anderen waren mir zu fad."

Der Toni gab noch nicht Ruh. „Was gab es denn sonst noch, Hansl? Hast nicht untenbleiben wollen in der großen Seestadt Leipzig, vor den Toren von Berlin?"

„Na, Toni! Kennst mich schlecht. Bin doch ein Tiroler. Hier in Innsbruck mag ich besser leben. Bei uns ist es doch schöner. Da unten ist kein Wald, kein Tal, keine Wiese und keine Almen. Gewiß, sie haben große Häuser, schöne Straßen und ausgedehnte Parks in der ganzen Stadt, aber die Berge fehlen eben. Alsdann, Toni, Heil Hitler!" — „Heil Hitler! Hansl."

Damit ging der Hansl weiter dorthin, wo das Goldene Dachl im Junisonnenschein funkelte und glitzerte, daß es einem in die Augen stach. Mit seinen genagelten Schuhen, die manche Bergfahrt erlebt hatten, hieb er auf das Pflaster, daß die Funken stoben. Die weißen Troddeln an seinen Strümpfen sprangen munter hin und her, als wollten sie sagen, das ist doch beileibe ein anderes Gehen, als in der Stadt drunten im Unterland.

An der Innbrücke blieb er stehen. Das grüne Wasser schäumte mit Macht zu Tal. Am Ufer verhielt ein Paddler. Autos kamen von Hall her und fuhren stadtwärts. Leben und Betrieb gab es auch hier.

Neben der Brücke, am Stand vom Greisertoni, wo es anerkanntermaßen das beste Eis der ganzen Stadt gab, traf Hansl den Ludwig, einen Berg- und Klassenkameraden. Sehr herzlich schüttelten sie sich die Hände. Fast vier Wochen lang hatten sie sich nicht gesehen. Hansl machte unterdessen einen Groschen locker und erhielt dafür vom Greisertoni eine Eiswaffel.

„Heute bei der Hitze das einzig Richtige", meinte der.

Auf der nächsten Bank unter den Linden am Wasser ließen sich die Jungen nieder. Das war die schönste Stunde am Nachmittag, wo die Geschäfte schlossen, die Fremden am Inn entlangbummelten und die Luft voll von würzigem Duft war.

„Morgen komm ich wieder mit", begann Hansl. „Ganz lahm bin ich in den vier Wochen geworden, die ich bei meinem Vetter gewesen bin."

„Hättest halt täglich dreimal auf das Völkerschlachtdenkmal steigen müssen, dann wären deine Haxen schon munter geblieben", entgegnete der Ludwig schlagfertig.

„Komm, erzähl mir, wie es war. Mußt doch viel erlebt haben!"

„Gewiß, das sag ich dir. Schön war es schon. Ich hab viel gesehen und erlebt. In den vier Wochen konnte man schon etwas anstellen. Auf dem Völkerschlachtdenkmal bin ich gewesen. Es war ganz klares Wetter an diesem Tage. Weit konnte man in das Land schauen. Viel Industrie hat es rund um Leipzig. Einen Tag war ich im Leunawerk mit seinen riesigen Anlagen. Hier wird der Stickstoff aus der Luft hergestellt, wie du vielleicht weißt, wenn du dich an den Unterricht erinnerst."

„Richtig", nickte der andere mit dem Kopf.

„Schon auf der Fahrt", erzählte Hansl weiter, „habe ich gestaunt, als ich kurz vor Leipzig an den gewaltigen Werkanlagen vorüberfuhr. Türme, Schornsteine, ungeheure Gasometer und eine verwirrende Vielzahl von Rohrleitungen ziehen sich an der Bahn hin. Es ist ein mächtiger Eindruck, den man von diesem Unternehmen mitnimmt. Auf der Rückfahrt nach Tirol war es Nacht. Rote Lohe glühte am Himmel, wo Tag und Nacht die Öfen brennen. Viele tausend Arbeiter aus der ganzen Umgebung werken hier bei Tag und Nacht. Weißt du, man wird ganz stumm vor Staunen, wenn man das sieht.

In Leipzig gab es mancherlei zu schauen. Natürlich bin ich einige Male im Theater gewesen. Sehr fein ist auch das Grassimuseum, das ich besuchte.

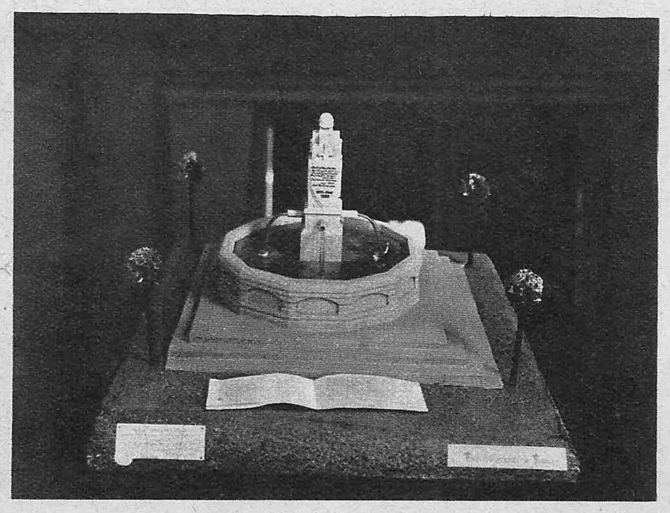
Ich kann dir nun nicht alles aufzählen, es sei denn, du wolltest auch meinen Vetter besuchen. Aber von der Deutschen Bücherei muß ich dir noch berichten. Sie ist die größte Büchersammlung, die wir überhaupt in Deutschland besitzen. Alle Bücher, die in deutscher Sprache erschienen sind, kannst du hier finden. Man hat mir erzählt, daß die Deutsche Bücherei heute rund eine Million Bände besitzt, und daß ihr Bestand ständig steigt. In dem Großen Lesesaal, den ich mir angesehen habe, sind über 200 Arbeitsplätze! Stell dir das mal vor. — In einer Handbibliothek stehen da zur Benutzung etwa 18000 Bände. Da kann man arbeiten, was? Zeitungen und Zeitschriften kannst du dort auch erhalten, soviel du willst."

„Hast du denn auch etwas von der Messe und den Messehallen gesehen?" fragte Ludwig dazwischen. „Leipzig nennt sich doch in dem Poststempel die Reichsmessestadt!"

„Aber ja", lachte Hansl. „In dem Ringmeßhaus bin ich sogar mehr als einmal dringewesen. — Ja, siehst du, dort war gerade, als ich in Leipzig war, die Ausstellung des großen „Hilf-mit!"-Wettbewerbes „Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft". — Wie du weißt, haben wir ja in unserer Klasse auch mit daran gearbeitet."



Deutschlands Macht zur See — in Holz gearbeitet



Das Kriegerdenkmal von Neuern im Böhmer Wald
Aufnahmen: Stange (4)

Der Ludwig nickte. „Leider sind wir aber nicht mit unserer Arbeit nach Leipzig gekommen."

„Na", tröstete ihn sein Freund wieder, „hättest dich auch ein wenig mehr anstrengen sollen! Vielleicht hätten wir es dann auch noch geschafft. Also das nächste Mal. — Aber feine Arbeiten gab es da zu sehen.

Die Ausstellung war in Abteilungen aufgeteilt, in denen die einzelnen Gaue ihre besten Leistungen zeigten. Jede Landschaft hatte etwas Besonderes geschaffen. Die deutsche Wehrmacht, der Luftschutz, das deutsche Heer in der Geschichte als Schützer deutschen Landes und vieles andere hatten die Buben und die Mädel in Zeichnungen, in Holzsägearbeiten, in Gestalten und in Photos dargestellt. — Am Eingang der Ausstellung war eine große Deutschlandkarte aufgestellt, die ein paar Jungen aus dem Gau Essen angefertigt hatten. Sie hatten sich die Aufgabe gestellt, „Deutsche Geschichte im Großdeutschen Reich und den angrenzenden Ländern" zu zeigen. Auf ihr waren alle die schicksalhaften Daten der deutschen Geschichte eingezeichnet. Diese Karte ist dem Führer unter Glas und Rahmen an seinem Geburtstage von dem Reichswalter des NSLB., Gauleiter Wächtler, überreicht worden und wurde von dem Führer zur Ausstellung als Leihgabe zur Verfügung gestellt. Stell dir nur vor, wie stolz die Kameraden sein müssen, wenn sie wissen, daß ihre Arbeit dem Führer überreicht worden ist. Alle Besucher haben diese Karte auch bewundert.

Dann ging ich durch die einzelnen Abteilungen der Halle. Du hättest dabei sein sollen, Ludwig! Ich traf viele Jungen von den Leipziger Schulen in der Schau. Zusammen mit ihnen bin ich herumgewandert. In der Abteilung „Blutsgemeinschaft" haben Schüler und Schülerinnen aus allen Gauen die Herkunft ihrer Ahnen gezeigt. Auf großen Karten von Deutschland haben sie mit Fäden den Zug der Vorfahren von West nach Ost und vom Süden nach dem Norden dargestellt.

In dem Raum „Wehrhaftigkeit" war unsere ganze großdeutsche Flotte in sauber geschnitzten Modellen aufgebaut. Was gab es da noch alles zu sehen: Wehrschachspiele, Darstellungen vom Schutz des Grenzlandes, Modelle der Westbefestigungen, alles das war hier zu finden. Es waren Arbeiten da, die von monatelanger Mühe und von riesenhaftem Fleiß zeugten.

Einmal hab ich lachen müssen. Das war in der Abteilung „Kampf dem Verderb". Dort war eine Darstellung, wie ausgequetschte Zinntuben in Reih und Glied in eine Fabrik marschieren und am anderen Ende Flugzeuge herausfliegen.

Die Mädel haben sich viel mit dem deutschen Leben beschäftigt. „Viele Windeln — ewiges Deutschland" hieß ein Bild, das ein elfjähriges Mädel gezeichnet hat.

Im Raum der Kolonien war eine große Karte von Afrika, auf der unsere Kolonien hervorgehoben waren. Unter ihr stand in großen Buchstaben nur das eine Wort: „Wann?" — Du, das hat mächtigen Eindruck auf mich gemacht.

Auch junge Bildhauer aus dem Gau Sachsen haben sich an der Ausstellung beteiligt. Sie haben eine riesige Bronzetür gearbeitet, auf der die Gestalten unserer Arbeit und unseres Lebens in Hochrelief gearbeitet sind. — Selbst das Memelland hat sich noch an der Schau beteiligt, obwohl die Jungen und Mädel dort nur sehr wenig Zeit zur Verfügung hatten. Aber sie haben es geschafft. Das Modell der Stadt und des Hafens von Memel, der Stadt Ännchens von Tharau, hat allen gefallen."

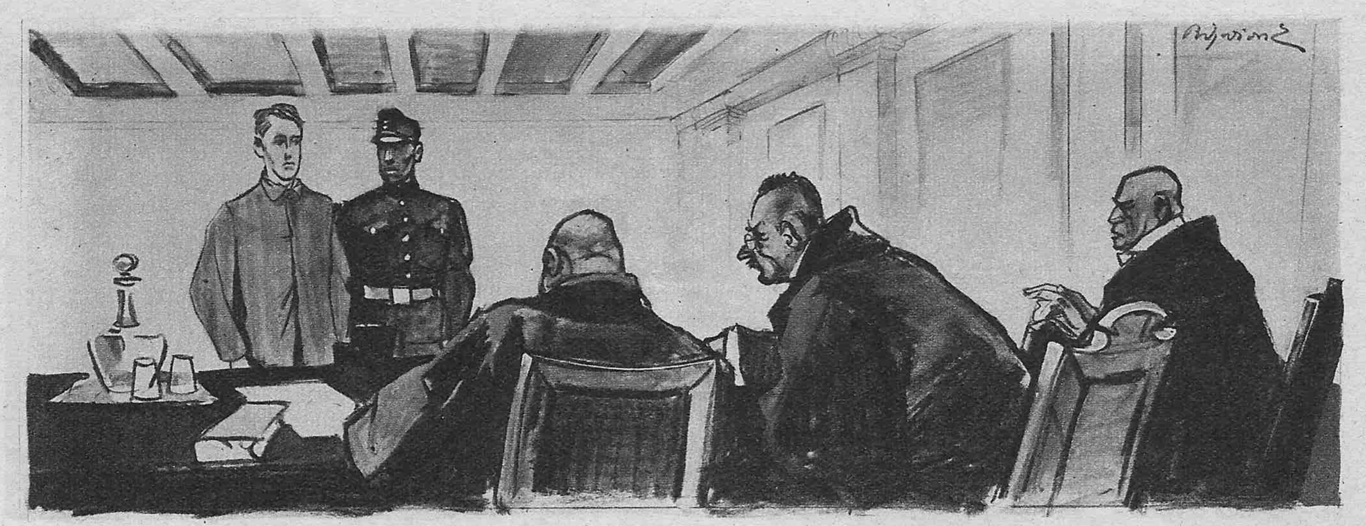
„Und unser Gau, war der auch vertreten?" wollte Ludwig nun wissen. „Ich glaube schon, wir sind ganz ausgefallen."

„Aber, was denkst du?" antwortete Hansl. „Du meinst, weil du nichts geschafft hast, ist der ganze Gau Tirol nicht da? Irrtum, mein Lieber. Die Staatslehrerinnenbildungsanstalt hat viele Bilder geschaffen, die in der Schau zu sehen waren. Sie standen unter dem Wort: „Arterhaltung — eine deutsche Schicksalsaufgabe." Die Laurinsage, Bilder aus unserem Gau, ach, ich weiß gar nicht mehr, was es alles war.

So, nun muß ich steigen. Hole mich morgen um 4 Uhr ab, sei pünktlich und vergiß nicht, daß ja nun schon wieder ein Wettbewerb ausgeschrieben ist. Vielleicht klappt es dann. Heil Hitler!"



Der Reichswalter des NSLB., Gauleiter Wächtler, in der Ausstellung
Aufnahme: Stenzel



Zeichnung: Wywiorski

Der Kurier

Geschrieben im Jahre 1933 von Karl Springenschmid

Der Wachsoldat führt ihn in den Saal. Er trägt den langen, graugestreiften Kittel, den die Häftlinge des Inquisitenspitales tragen. Der Kittel ist ihm über der Brust zu eng, vorne hängt er lose über den Schultern. Er bleibt einen Augenblick lang beim Saaleingang stehen, streift sich mit einer raschen Bewegung das Haar zurück und blickt in den fremden, nüchternen Raum. Dann tritt er vor zur Anklagebank. Er will aufrecht gehen, man merkt das. Aber das rechte Bein, das noch bandagiert ist, kommt nicht richtig mit.

Der Richter deutet auf die Bank hin. „Sie können sich setzen!" sagt er. „Danke!" sagt der Angeklagte kurz. Doch er bleibt stehen. Ein junger Mensch ist es, kaum mehr als neunzehn. Sein Gesicht ist lang und schmal. Ein herber, unjugendlicher Zug liegt um diesen strengen Mund, etwas von Leid und Kampf. Die Augen sind hell und scharf, sie sind das einzige, was in diesem Gesicht lebt. Es liegt ein sonderbarer Ausdruck in ihnen, das seltsam erschreckte Schauen eines Menschen, der nach langer Haft wieder sieht, daß die Welt doch noch anderes hat als die vier Wände seiner Zelle. Er schaut über den Richter hinweg, über den Saal hinaus durch das Fenster. Es steht ein Kastanienbaum draußen auf dem Platze. Der Baum ist nicht schön. Aber der junge Mensch kann sich nicht sattsehen an ihm. Er hat seit vielen Wochen keinen Baum gesehen. Für ihn wird dieser alte, struppige Kastanienbaum zum Inbegriff des Lebens, der Jugend, der Freiheit.

Unwillkürlich folgt der Richter diesem Blick und wendet sich um. Aber er kann nicht begreifen, was der Angeklagte draußen sieht. „Ablenkungsmanöver", denkt er, „will den Unbeteiligten spielen!" Dann schaut er wieder prüfend den jungen Menschen vor sich an. Dieses harte, männliche Kinn zeigt Entschlossenheit und Beherrschung. Es wird ein schwerer Kampf werden.

Die Verhandlung wird eröffnet. Der Richter hebt einen Papierbogen auf und beginnt zu lesen. Er hat eine glasklare, schneidende Stimme.

„. . . Student. Sie hatten Philosophie inskribiert, betrieben, wie ich sehe, vor allem Geschichte. Drei Semester. Sie haben das Studium zweimal für längere Zeit unterbrochen und eine Stelle in einer Großziegelei angetreten, angeblich, um sich den Unterhalt für das Studium zu verdienen. Sie sind ledig. Ihr Vater, Kanzleibeamter, ist seit sechs Jahren gestorben. Sie wohnen bei Ihrer Mutter, angeblich allein. Die Mutter bezieht eine kleine Pension. Uns interessiert zunächst Ihre Betätigung in dieser Ziegelei. Sie wurden dort ursprünglich als einfacher Arbeiter aufgenommen und kamen dann später in das Büro. Sie hatten die Stelle angetreten, um angeblich Geld zu verdienen. Sie haben jedoch die Zeit vor allem benutzt, um mit den Arbeitern Fühlung zu bekommen und eine nationalsozialistische Betriebszelle zu gründen. Stimmt das?"

Die Worte des Richters klingen hart durch den Saal. Der Student hört sie kaum. Es ist ihm zumute, als würde hier über einen völlig fremden Menschen gesprochen, so unwahrscheinlich weit liegt das alles zurück. Der Richter fährt fort. Er schildert das Verhalten des Angeklagten auf der Hochschule, seinen Verkehr mit anderen, besonders mit reichsdeutschen Studenten, und seine politische Betätigung in der sogenannten „Deutschen Studentenschaft". Er verliest mehrere Aussagen, die sich auf die Betätigung beziehen, und berichtet schließlich über die Nachforschungen in der Wohnung der Mutter.

Dann breitet er vorsichtig eine Spezialkarte aus und geht auf den Tatsachenbestand ein.

„Der Fall liegt völlig klar. Am 5. Oktober 1933, um halb zwölf Uhr nachts, beobachteten die beiden Angehörigen des Bundesheeres Franz Schratt und Alois Fenter, die getrennt vernommen wurden und beide völlig übereinstimmend aussagten, anläßlich eines Patrouillenganges im Karwendeltal beim sogenannten Larchet, das ist die Kote 1738, vier Kilometer östlich von Scharnitz, einen Mann, der über die steile Berglehne gegen die Grenze aufstieg. Alois Fenter rief vorschriftsmäßig an. Bei diesem Anruf sprang der Betreffende sogleich seitwärts in das Jungwalddickicht, ein Beweis, daß er den Anruf unbedingt gehört haben muß. Die beiden Wehrmänner eilten ihm nach. Als sie ihn über die Felswand emporklettern sahen, riefen sie ihn ein zweites Mal an. Der Verfolgte stieg trotzdem weiter. Es gelang ihm, sich in der Dunkelheit in einem Bachbette zu verbergen. Als die Wehrmänner daraufhin die Suche fortsetzten, stieß schließlich Franz Schratt auf den Verfolgten, rief ihn abermals an und gab dann, als dieser zu fliehen versuchte, mehrere Schüsse auf ihn ab.

Nun wurde die Verfolgung gemeinsam aufgenommen. Es gelang, den Fliehenden, der nun unmittelbar über den Berghang der Grenze zustrebte, einzuholen. Alois Fenter stellte ihn, als er über eine steile Felswand emporkriechen wollte. Der Verfolgte blutete stark und verlor unmittelbar nach der Festnahme die Besinnung. Ein Schuß hatte den Unterschenkel getroffen. Wie sich später herausstellte, war das Wadenbein zerschmettert. Der Verfolgte hatte den Weg bis zu dieser Stelle größtenteils kriechend und kletternd zurückgelegt. Nach Aussage der beiden Wehrmänner befand sich der Ort, an dem die Festnahme erfolgte, noch ungefähr sieben Meter von der Grenze entfernt."

Bei diesen Worten wacht der Student auf. „Noch sieben Meter . . .", denkt er — hundertmal und immer wieder hat er es in diesen Wochen gedacht —, „noch sieben Meter . . .!"

„Über diesen Tatbestand ist weiter nichts zu sagen. Die Berichte der beiden Wehrmänner sind eindeutig. Der Angeklagte hat ihre Aussagen im wesentlichen bestätigt, zumindest nicht geleugnet. Doch nun zur Hauptsache. Es mußte auffallen, daß der Angeklagte, der, soweit man feststellen konnte, unbewaffnet war, versuchte, auf jeden Fall über die Grenze zu kommen, obwohl er sich über die Folgen dieses Verhaltens völlig im klaren sein mußte. Es mußte ferner auffallen, daß der Angeklagte trotz seiner Verwundung versuchte, über die Grenze zu kommen, was ihm beinahe gelungen wäre.

Die Nachforschungen ergaben, daß diese Vermutungen durchaus nicht unbegründet waren. Es besteht kein Zweifel darüber, daß der Angeklagte wichtige Schriftstücke bei sich trug, um sie

über die Grenze zu bringen. Es konnte festgestellt werden, daß der Angeklagte nur deshalb in die Richtung des Wasserlaufes geflohen war und sich im Bachbette verborgen gehalten hatte, um den größten Teil dieser Schriftstücke zu zerreißen und in das Wasser zu werfen. Am Tatort konnten einwandfrei die Spuren dieser Tätigkeit festgestellt werden. Außerdem gelang es, eines dieser Blätter, das an einem Zweig hängengeblieben war, fast vollständig wieder herzustellen."

Der Richter schiebt dem Angeklagten einen Karton hin, auf dem die Reste eines gedruckten Zettels sorgfältig aufgeklebt sind.

„Kennen Sie das?" fragt der Richter scharf.

Der Angeklagte tritt vor und schaut eine Weile auf das Blatt nieder.

Der Richter sieht, wie ein leichtes Lächeln über sein Gesicht huscht. Er weiß sehr gut, was dieses Lächeln bedeutet. Der Zettel ist harmlos, vielleicht der harmloseste, der zu finden war.

„Ich habe Sie gefragt, ob Sie diesen Zettel kennen!"

Der Angeklagte schweigt.

Der Richter wartet. Er wartet vergeblich. Der Angeklagte ist gar nicht mehr bei der Sache. Er blickt wieder in die Ferne hinaus, zu seinem Baum.

„Gut", sagt der Richter, „wir kennen das. Sie wollen also auch heute nichts eingestehen, Sie schaden sich nur selbst. Weiter!"

Der Richter blättert in seinen Akten. Dann fährt er fort: „Der Angeklagte hoffte, als er sich im Bachbett verborgen hielt, doch noch über die Grenze zu entkommen. Daher vernichtete er nicht alle Schriftstücke, die er bei sich trug, sondern behielt jene bei sich, an denen ihm besonders gelegen war und die er unbedingt über die Grenze bringen wollte. Als er jedoch entdeckt und angeschossen wurde, mußte er damit rechnen, daß er die Grenze nicht mehr erreichen werde. Es bestand die Gefahr, daß diese zweifellos sehr wichtigen Dokumente in die Hände der Verfolger fielen. Daher zerriß er während der Flucht diese Schriftstücke in viele kleine Teile und verstreute sie über die Felsen. Es ist möglich, daß er, nach der bekannten Methode, auch einiges davon verschluckt hat. Jedenfalls ist es uns gelungen, mehrere dieser Stücke aufzulesen. Die Beweise sind eindeutig. Ich frage Sie, Angeklagter, ob Sie diese Tatsache eingestehen wollen?"

Der Student schweigt.

Man sieht es dem Richter an, daß er keine Antwort erwartet. Er schaut auf die Uhr, die vor ihm liegt, und genau nach einer Minute setzt er das Verhör wieder fort.

„Wenn ich Ihnen den Rat gebe, ein offenes Geständnis abzulegen, so meine ich es bestimmt nur gut mit Ihnen. Für meine Beweisführung ist Ihr Geständnis völlig überflüssig. Sie werden dann ja sehen, welche Beweise wir in der Hand haben. Aber Sie können sich durch ein offenes Geständnis mildernde Umstände . . ."

Der Student lacht heiser auf. „Mildernde Umstände . . .!" denkt er. „Wir wollen keine Milde, wir wollen unser Recht . . ."

„Ich verbiete Ihnen, hier zu lachen. Die Sache ist ernst genug. Sie werden noch einmal begreifen, daß ich es nur gut mit Ihnen meine."

„Wie nett von Ihnen!" denkt der Angeklagte. Er sieht den Richter an und muß abermals lächeln. Diese ganze Verhandlung ist ihm ja völlig gleichgültig. Die Sache beginnt ihm Spaß zu machen.

Der Richter ärgert sich, er trommelt nervös mit den Fingern auf die Tischplatte. Er wartet, überlegt. Er sieht, hier muß eine andere Taktik eingeschlagen werden, um diesen Kerl mürbe zu machen.

„Wir haben also untrügliche Beweise in der Hand, daß Sie für die verbotene NSDAP. Kurierdienste geleistet haben. Vielleicht sind Sie so freundlich, uns mindestens diese Tatsache zuzugeben. Waren Sie Kurier?"

Der Student schweigt.

„Sie haben wahrscheinlich im Karwendel damals, gerade um Mitternacht, Almrosen pflücken wollen oder Edelweiß? Gut. Wie gesagt, wir brauchen Ihr Geständnis nicht. Wir wissen genug. Wir wissen auch, daß Sie für diese Kurierdienste sehr gut bezahlt worden sind!"

„Nein, niemals!" flammt der Student auf.

Der Richter lächelt. „Diese Kerle sind ja lauter „Idealisten", Idealisten mit Anführungszeichen!" denkt er befriedigt. „Wenn man sie bei ihren Idealen packt, dann vergessen sie alles, ihre Klugheit, ihre Beherrschung . . ."

„Sie haben also umsonst gearbeitet?"

Der Student beißt sich auf die Lippen, er schweigt. In jähem Erschrecken spürt er, daß er dieses Nein nicht hätte sagen sollen.

„Wenn Sie für Ihre Dienste nicht bezahlt wurden, wofür haben Sie dann gearbeitet? Man nimmt doch nicht umsonst solche Strapazen auf sich. Sie mußten für sich doch irgendeinen Vorteil von der Sache erwarten. Ihr Dienst war ja nicht ungefährlich. Sie sehen ja das Ergebnis: ein zerschossenes Bein! Ich frage: Wofür dies alles?" Der Richter sieht lauernd auf den Studenten nieder und wartet — wieder eine Minute. Dann weiß er, daß er nun auch mit dieser Taktik am Ende ist. Die Spannung weicht aus seinem Gesicht. Mit der harten, schneidenden Stimme von früher faßt er das Ergebnis zusammen: „Sie haben also eingestanden, daß Sie für Ihre Kurierdienste nicht bezahlt wurden. Ich danke Ihnen für diese Mitteilung. Sie haben damit indirekt zugegeben, daß Sie Kurier waren. Ob Sie dafür bezahlt wurden oder nicht, ist Nebensache. Wir können nun weiterfahren. Wir haben inzwischen den Verbindungsdienst, in den Sie eingereiht waren, ausgehoben. Sie werden das vielleicht bezweifeln. Ich will Ihnen sagen, wie dies gelungen ist. Ihre Festnahme wurde geheimgehalten. Die Linie wurde überwacht. Es gelang bereits in der nächsten Nacht, beim Larchet, also nahezu an der gleichen Stelle, den nächsten Kurier zu fassen. Nur hatte der gute Mann nicht mehr genügend Zeit und Gelegenheit, seine Schriftstücke zu vernichten!"

„Unmöglich!" denkt der Student, „eine neue Falle! Unmöglich, unmöglich . . ."

Der Richter lächelt verbindlich. „Ich sehe, Angeklagter, daß Sie mir nicht glauben wollen. Ich will Ihnen das nicht verübeln, denn es ist für Sie nicht angenehm, dies zu glauben. Aber es ist nun einmal so. Es ist ja gewiß sehr schön und vornehm von Ihnen, daß Sie Ihre Komplizen nicht verraten wollen. Ich will das durchaus anerkennen. Aber es ist, wie gesagt, zwecklos, denn wir wissen schon alle in Betracht kommenden Namen. Ich frage Sie nur deshalb, damit Sie sich durch ein offenes Geständnis Ihre eigene Lage verbessern. Glauben Sie mir! Wir sind über jeden Auftrag, den Sie bekommen haben, unterrichtet. Wir kennen die ganze Kette."

Der Richter hat sich diese Notlüge, Satz für Satz, klug zusammengebaut. Er spricht eindringlich, betont jedes Wort scharf und klar und beobachtet dabei unverwandt den Studenten. Er läßt ihm nicht Zeit zu ruhiger Überlegung, denn er weiß: Nun gilt es den wichtigsten Trumpf auszuspielen, den letzten, den er hat. Auf einem Zettel, den man bei dem Bewußtlosen gefunden hatte, den er wohl in der Eile nicht hatte vernichten können, an den er vielleicht gar nicht mehr gedacht hatte, war eine Unterschrift zu lesen. Ein Deckname zweifellos. Der einzige Anhaltspunkt, um der Verbindung auf die Spur zu kommen.

Der Richter beugt sich weit über den Tisch vor und fragt ganz unvermittelt: „Kennen Sie Kornett Frey?"

Dem Angeklagten fährt es hart wie Stahl durch das Herz. Er spürt, wie ihm alles Blut in das Gesicht steigt. Er beißt die Zähne zusammen: „Nur jetzt nicht schwach werden! Nur jetzt nichts anmerken lassen!" denkt er und versucht wieder, gleichgültig hinauszuschauen ins Leere. Aber das Herz schlägt ihm zum Zerspringen, und nun beginnt das Bein plötzlich zu schmerzen. Er spürt das Wühlen in der Wunde. Er will sich setzen. Aber dann überlegt er, daß dies auffallen könnte. Er reißt sich zusammen und bleibt stehen, aufrecht. — Dem geübten Blick des Richters ist nichts entgangen. „Diese jungen Kerle da!" denkt er zufrieden und spürt fast etwas wie Mitleid, „sie nehmen ja alles, was man ihnen vorsetzt, für bare Münze, weil sie lieber die Zähne zusammenbeißen und schweigen, als daß sie eine so nützliche Lüge gebrauchen würden. Sie sind alle ja ganz ohne Erfahrung, dumm und ehrlich wie kleine Kinder . . .!"

Der Richter weiß, nun wird es nicht mehr schwer sein, diesen geheimen Kurierdienst aufzudecken, vielleicht die ganze Verbindung. Jedenfalls ein fabelhafter Erfolg, den man ihm an höherer Stelle zweifellos anerkennen wird. Er beugt sich wieder freundlich zum Angeklagten nieder: „Sammeln Sie sich, junger Mann! Nun? Glauben Sie mir jetzt? Sie sehen, wir sind über Ihre Freunde völlig im Bilde. Seien Sie vernünftig, machen Sie uns die Arbeit nicht schwerer! Gestehen Sie ein! Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben?"

Der Student hört die Frage nicht. In seinem Kopfe drängen sich die Gedanken wirr durcheinander: „Wenn dies alles wahr ist? Wenn sie den Kornett kennen? Wenn sie ihn verhaftet haben? — Lüge, Lüge, Lüge ist alles! Ein Geständnis wollen sie ihm erpressen. Um das geht es ihnen. Das ist das einzige, was sie von ihm wollen. — Armer Kornett, wenn sie ihn haben! Was ist der Sturm 12 ohne den Kornett? — Doch, den Kornett haben sie nicht! Den faßt keiner! Unmöglich! Es ist unmöglich, unmöglich . . ." Und immer wieder klammert er sich an das eine Wort: „Unmöglich, unmöglich . . ." Dann hört er wieder die Stimme des Richters. Sie klingt ruhig, überzeugend:

„. . . und ist es ganz zwecklos, nun weiter leugnen zu wollen. Angeklagter, bedenken Sie doch, Ihre Aussage kann niemanden

schaden, am wenigsten" — der Richter lächelt, ein seltsames, unergründliches Lächeln —, „am wenigsten Ihrem Freund; denn, wie Sie sehen, Sie sagen uns durchaus nichts Unbekanntes. Aber ich kann Ihnen versichern, wenn Sie meine Frage offen und ehrlich beantworten, wenn wir Ihre Bereitwilligkeit zu aufrichtiger Aussage sehen, werden wir bei der Urteilsbemessung Gnade vor Recht ergehen lassen, dies verspreche ich Ihnen. Ich frage Sie nochmals: Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben?"

„Sie wissen seinen Namen", denkt der Student und beißt die Zähne aufeinander. „Der Teufel weiß, woher sie den Namen wissen! Nein, im Sturm 12 ist kein Schuft. Sollen sie den Namen haben! Sie wissen ja nicht... das soll heißen, ich hoffe, sie wissen nicht..." Dann aber ist wieder die andere Stimme in ihm: „Wenn sie ihn aber wirklich haben? Ich könnte ihn entlasten, ich allein. Ich brauche nur zu sagen, dies und das, alles, was der Kornett unternommen hat, das habe ich, ich selbst... Nichts ist einfacher als das! Was macht es schon aus, drei, vier Monate mehr? Einerlei! Ich bin ein Krüppel. Was Winter, Berge? Ich kann ja doch nicht mehr hinauf! Und in unserem Sturm? Gerade noch gut zu Schreibereien und leichter Ortspropaganda. Aber der Kornett! Ich muß alles gestehen, damit ich den Kornett entlasten kann. Ich muß den Kornett heraushauen. Ich muß..."

„Herr Richter, ich möchte . . ."

„Bitte!" sagt der Richter rasch und wartet. Nun muß es kommen. Aber der Zweifel schnürt ihm wieder die Kehle zu. Wenn er nur Rat und Hilfe wüßte! Wenn er hier jemand trauen könnte! Er schaut im Saale rundum, fühlt, wie ihn hier alles feindselig anstarrt, wie alles auf ihn lauert. Er spürt diese furchtbare Verlassenheit wie einen körperlichen Schmerz. Die Kameraden zur Seite! Wie leicht ist es, sich durchzuhauen, mit leeren Fäusten, wenn es sein muß, mit bloßen Zähnen, aber zusammen, zusammen! Er vermag es kaum mehr zu ertragen, einsam zu stehen, völlig verlassen, allein mit seinem Kampfe, mit seinem Glauben. Es ist ihm, als stünde er ganz allein, von allen verlassen, der einzige, der letzte Soldat Hitlers in einem fremden, feindlichen Österreich.

Eine Schwäche überfällt ihn. Es wirbelt ihm vor den Augen. Der Saal, die Menschen, alles beginnt um ihn zu kreisen. Er steht wie im Fieber. Alles um ihn her wird unwirklich, traumhaft. Er kann nicht mehr unterscheiden, was ist, was nicht ist. Aber dann ist plötzlich wieder mitten in dem Brausen und Toben ringsum der klare, eiserne Befehl: „Du mußt den Kornett heraushauen! Du bist der einzige im Sturm, der seine Sache weiß. Du mußt eintreten für ihn! Du mußt seine Sache auf dich nehmen!"

„Herr Richter, ich möchte..."

Da spürt er, wie ihn der Wachsoldat, der neben ihm steht, plötzlich anfaßt, wie er sagt: „Sie möchten sich niedersetzen, wie?"

Der Soldat hilft ihm rasch, sich zu setzen. Er faßt ihn unter dem Arm, schiebt die Bank zurecht, und im Niederbeugen flüstert er schnell, hart an seinem Ohr: „Der Kornett arbeitet. Nichts sagen!"

„Sie wollten etwas mitteilen?" fragt der Richter eindringlich.

„Ich wollte nur ... Herr Richter, ersuchen, mich setzen zu dürfen!"

„Bitte! Ihre Wunde ist ja noch nicht verheilt. Sie können selbstverständlich sitzenbleiben. Ich dachte nur, Sie wollten ursprünglich..."

Der Richter spricht weiter, immer weiter, er stellt wieder Fragen, er mahnt, er bittet eindringlich. Dann wird seine Stimme wieder hart, schneidend. Er droht.

Was er auch sagt, der Student hört ihn nicht mehr. In ihm ist alles wie verwandelt. Ein ganzes Meer von Freude ist über ihn hereingestürzt, als er die wenigen Worte hörte. Er wagt nicht, den Kopf zu wenden. Aber er spürt, der Mann hier an seiner Seite, der Soldat, ist Blut von seinem Blute, ist einer... wirklich einer nur? Sind es nicht Hunderte an seiner Seite, Tausende, alle? Kameraden! Kameraden!

Eine Fröhlichkeit überfällt ihn. Die Augen werden ihm naß. Er lächelt.

Der Kornett am Werke! Alles ist gut! Sieg! Kameraden! Sieg! — Der Richter sieht, daß er die Schlacht, die knapp vor guter Entscheidung stand, verloren hat. Er sagt kurz und streng, was noch zu sagen ist. Er stellt die Fragen, die er noch zu stellen verpflichtet ist, aber er wartet auf keine Antwort mehr.

Nur einmal, als sie das Urteil verkünden, horcht der Student noch auf: „Vier Monate!" denkt er. „Wie wenig für einen guten Kurier! Für einen fleißigen Soldaten Hitlers! Wenn ich wieder frei bin, will ich mir mehr verdienen, so viel wie der Führer in Landsberg zumindest!"

Der Vorsitzende spricht das Schlußwort.

Sie fragen ihn, ob er noch etwas zu sagen habe.

Er nickt, kurz und fröhlich. Dann tritt er vor das Kreuz hin, vor dem die Eide gesprochen werden. Er reckt den Arm steil empor und ruft mit heller Stimme: „Heil Hitler!"

Der Schwarze

Die Geschichte eines Pferdes
von Felix Freiherr von Stenglin

Im Stalle des Gutshofes war er geboren, der kleine Schwarze. In dumpfer Unwissenheit vergingen ihm die ersten Tage, doch wußte er die Stelle, wo er seine Nahrung von der Mutter empfing, alsbald zu finden. Nach einigen Tagen öffnete man seine Box, und hinter der Mutter, einer schlanken, braunen Stute, trottete er auf den Hof und in die Pferdekoppel zwischen den alten Ulmen. Hei, das war ein Vergnügen, in der freien Luft, die den Körper wohltuend umschmeichelte, sich auf dem weichen Boden zu bewegen, zuerst noch dicht neben der Mutter, bald aber in ungestümem Freiheitsdrange als selbständiges Geschöpf hinzutraben, zu galoppieren, hinten auszuschlagen!

Die Freuden des Daseins waren unermeßlich. So mochte es dem kleinen Hengst erscheinen, denn eines Tages wurde er bei schönem, warmem Wetter mit der Mutterstute hinuntergebracht auf die Weide. Welch herrliches Leben war das dort! Sich so den ganzen Tag auf der weiten Fläche ergehen, die von der Sonne beschienen war, in der Mittagshitze unter schattenspendenden Bäumen lagern und, je nach Belieben, von dem saftigen Grase naschen, in der Nacht aber unter einem Schuppen, geschützt vor dem Regen, köstlicher Ruhe pflegen. Es war nicht möglich, sich ein besseres Los vorzustellen. Man machte Bekanntschaft mit einer Schar anderer Füllen, kleinerer und größerer, mit denen man gute Kameradschaft hielt. Gegen Bisse des einen oder anderen Streitlustigen fand man bei der Mutter Schutz. Das gab eine wohltuende Sicherheit. Der Besuch von Menschen bot eine willkommene Abwechslung. Wenn der Herr des Hofes, allein oder mit Frau und Kindern, sich auf dem Wiesenwege näherte, drängte man sich an der Umzäunung zusammen, beschnupperte die Besucher und nahm mit Vergnügen die Brotstücke, die von der kleinen, weißen Hand der jungen Bärbel dargereicht wurden.

Der Winter war dann weniger erfreulich, doch die Wärme des Stalles söhnte mit dem Eingeschlossensein und der Einförmigkeit der Tage aus.

So gingen zwei Jahre hin. Der Schwarze hatte sich recht gut ausgewachsen, eine schöne Gestalt bekommen und ein glänzend seidiges Fell. Mochte es denn immer so weitergehen. Das Leben war zu ertragen. Doch da begegnete dem Schwarzen etwas, das ihn mit großer Empörung erfüllte. Der Sohn des Besitzers, der ihn zuerst so erfreulich mit Zucker versorgt und ihm gern den Hals geklopft hatte, zog jetzt plötzlich andere Saiten auf. Er streifte ihm ein Zaumzeug über den Kopf, zog ihm eine Trense über der Zunge ins Maul, legte ihm eine Decke über den Rücken und schnallte ihm einen Ledergurt fest und immer fester um den Leib. Dabei gab sich noch der Stallbursche zur Hilfe her. Das Tänzeln des Überraschten nützte nichts. Doch als nun der junge Mann sich auf seinen Rücken schwang, als er die Trense mit den Zügeln anzog und ihm die Zunge zusammenpreßte, da gab es kein Halten mehr für den Schwarzen. Schnaubend stürmte er durch die Koppel, nur bestrebt, die unwillkommene Last abzuwerfen, was ihm denn auch alsbald zu seiner Genugtuung gelang. Er rannte bis an das Ende des Gatters, wo er, durch diesen Vorgang aufs äußerste verblüfft, zitternd stehenblieb. Er wurde wieder eingefangen, und das Spiel begann von neuem. Zweimal noch warf er seinen jungen, unermüdlichen Reiter ab. Endlich versagten ihm aber die Kräfte. Schweißbedeckt mußte er sich für diesmal gefangen geben. Ein paar Stücke Zucker waren seine Belohnung. Die nächsten Male ging es schon etwas besser, und es war immerhin ein reizvolles Spiel, bei dem bald der Reiter unten lag und der Schwarze triumphierte, bald der Schwarze sich nach vergeblichem Tänzeln, Steigen und Galoppieren mit seiner Last abfinden mußte.

Die Folgen dieses Zureitens waren dem Hengste freilich noch ganz unbekannt. Es kam das Verladen auf die Eisenbahn, der Marsch durch die Stadt auf dem Steinpflaster, das Beschlagen der Hufe, das Einsperren in den großen Stall mit den vielen anderen Pferden, das Exerzieren und die Musik der Reitertruppe. Lauter aufregende Dinge, die auf die Nerven gingen. Der Schwarze gebärdete sich wie toll, biß und schlug um sich, brach beim Exerzieren aus und tanzte bei den schmetternden Klängen der Musik so anhaltend, daß er bald über und über mit Schaum bedeckt war. Der Schwadronsführer erklärte, das Pferd störe alle Ordnung, und Heinz mußte ihn zu seinem großen Leidwesen wieder nach Hause schicken.

Jedes Geschöpf hat die Folgen seiner Handlungsweise zu tragen. Der Tausch mißfiel dem Schwarzen ausnehmend, denn er kam nun in den Ackerstall. Die Genossen waren brauchbare, kräftige Tiere, aber höchst langweilig in ihrer Lammesgeduld und Schläfrigkeit. Und war es etwa eines edlen Pferdes würdig, täglich in so abgebrauchtem Geschirr einherzugehen? War es ein Vergnügen, den ganzen Tag über den schweren Pflug durch den Acker zu ziehen? Das Einfahren ging ja noch an, da wurde man zu vieren vor den Leiterwagen gespannt und konnte sich ein gewisses Ansehen geben, wenn der Knecht mit dem vollen Fuder im Trabe auf den Hof einbog und endlich in die Scheune einlenkte. Doch der Winter mit den schweren Holzfuhren ließ sich dann wieder ganz abscheulich an.

Da trat ein unerwartetes Ereignis ein. Nach einem Jahre wurde der Schwarze wieder in den sogenannten Kutschstall geführt, den er mit lautem Wiehern begrüßte. Seine Prüfungszeit war vorüber. Neben seinem Platze stand schon ein anderer Schwarzer, sein künftiger Genosse. Sie wurden als Herrschaftspferde miteinander eingefahren. Da warf aber unser Hengst die Beine und schnaubte vor Genugtuung.

Ja, das war jetzt ein anderes Leben! Man fuhr zu Besuchen in die Nachbarschaft, zum Viehmarkt, wo es so viel zu sehen gab, oder fein angeschirrt mit der großen Kutsche zur Kirche. Während des Gottesdienstes hielt man neben anderen feinen Kutschen und wurde von Kennern weidlich bestaunt. Fuhr der Herr zur Pirsche aus, so hatte man es sehr bequem. Im Schritt ging es auf weichem Boden durch den grünen Wald, oft wurde stillgehalten und ausgespäht. Stieg der Herr oder ein Jagdgast aus, so wußte man, daß es bald zum Schusse kommen werde. Zwar schreckte man bei dem Schuß immer noch ein wenig zusammen, aber im allgemeinen wußte man sich durchaus waidmännisch zu benehmen. Herrlich war es, wenn es auf der Landstraße in scharfem Trabe nach Hause ging und man endlich vor der Freitreppe hielt. Die Zimmer waren erleuchtet, die Hausfrau trat durch die Glastür heraus und kam den Jägern auf der Treppe entgegen, erkundigte sich nach dem Ergebnisse der Jagd und hieß zum Abendschmause willkommen. Nachdem dann die Beute im Wirtschaftshause abgeladen war, ging es dem warmen Stalle zu, wo gefüllte Raufen die beiden Schwarzen erwarteten.

Der höchste Ehrentag aber war die Hochzeit Bärbels mit dem Nachbarsohne. Die geschlossene Kutsche war frisch lackiert und inwendig mit hellem Seidenstoffe neu bezogen. Zum ersten Male wurden die neuen Geschirre mit den blanken Beschlägen benutzt. Die beiden Schwarzen waren so sorgfältig gestriegelt wie nie vorher, ihre Hufe glänzten, in die Mähnen waren bunte Bänder eingeflochten. Der alte Kutscher, der schon dem Großvater der Braut gedient hatte, und der Diener sahen überaus prächtig aus. Als der Wagen vorfuhr, um das Paar zur Kirche zu bringen, da tänzelte der Schwarze so zierlich wie einst bei den Klängen der Regimentsmusik, so daß sein Paßpferd unwillkürlich versuchte, es ihm gleichzutun. Und als nun Bärbel am Arme ihres Vaters erschien, in weiße Seide gehüllt, den Myrtenkranz auf dem Haar, mit einem langen Spitzenschleier, der noch von der Großmutter herstammte, da wendete der Schwarze den Kopf zu ihr, als wolle er sie an diesem feierlichsten Tage ihres Lebens begrüßen. Dann fiel der Schlag zu, und in scharfem Trabe ging es durch das Tor des Hofes nach dem Kirchdorfe.

Am Abend, als die Feier beendet war, wurde dann noch einmal angespannt, das junge Paar stieg im Reiseanzuge ein und winkte lachend zurück. Vor dem Bahnhofe aber trat Bärbel an den Schwarzen heran, klopfte ihm den Hals und kraute ihm die Stirn. „Leb wohl, Schwarzer!“ sagte sie mit bewegter Stimme, denn sie dachte an ihre Jugend und an die Lieben, die sie zurückließ. Der Schwarze aber nickte ein paarmal mit dem Kopfe, als ob er wisse, daß sie Abschied nahm.

Es begann eine stillere Zeit. Die Hand des Herrn konnte die Zügel nicht mehr meistern. Er wurde im Rollstuhl durch den Park gefahren, und manchmal machte es den Eindruck, als ob auch er Abschied nehme. Und eines Tages zogen die beiden



Zeichnung: Wywiorski

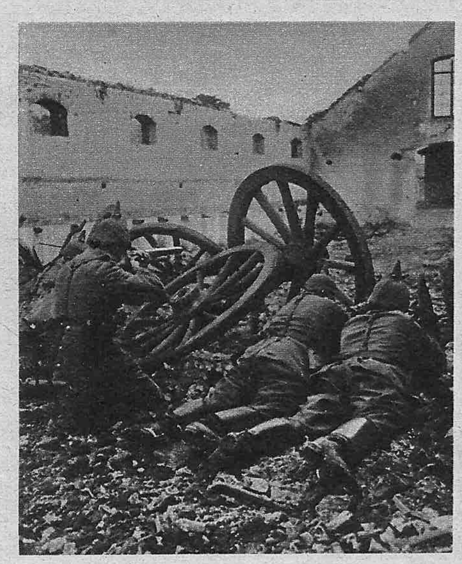
Schwarzen durch das sommerliche Land zum Friedhofe, unter schwarzen Tüchern, mit schwarzen, nickenden Straußenfedern auf dem Kopfe, Schritt vor Schritt.

Die größte Veränderung aber stand dem Hengste noch bevor. Es gab Krieg, und da mußte auch der junge Herr seine Scholle, Weib und Kind verlassen, um zum Schutze der Heimat hinauszuziehen, und da nahm er den Schwarzen mit. Er war mittlerweile zehn Jahre alt und ruhiger geworden, aber noch im vollen Besitz seiner Kräfte. In sommerlicher Hitze wie in Schnee und Eis hielt er aus und diente seinem Herrn als treuer Gefährte. Bei einem Patrouillenritt mußte er in einem Schuppen zurückgelassen werden, da feindliche Übermacht die Reiter überrumpelte. Er wurde als Beute fortgeführt. In der Nacht gelang es seinem Herrn, zu ihm zu dringen. Der Schwarze stand in einem Stall mit mehreren Pferden des Gegners. Leise, von den Wachen unbemerkt, näherte sich ihm der Offizier. Der Schwarze wandte den Kopf. „Still, Schwarzer!“ flüsterte Heinz. Der Hengst verstand und wieherte nicht auf. So konnte sein Herr ihn vorsichtig hinausführen, ohne gestört zu werden, schwang sich auf seinen Rücken und jagte davon. Doch nun wurden die Posten des Feindes lebendig und schossen. Ein Streifschuß traf den Schwarzen, doch in voller Flucht ging es weiter, durch Felder und Dörfer, der Wind sauste dem Reiter um die Ohren wie ein ganzer Chor von Verfolgern. Im Morgengrau wurden die deutschen Linien erreicht. „Wer da?“ rief es. „Deutscher!“ antwortete Heinz und sank vom Pferde.

Sie kamen beide gesund heim. Wegen der schweren Zeiten, die dem Kriege folgten, war Heinz genötigt, den Betrieb sehr einzuschränken. Der Kutschstall leerte sich, es wurden Wohnungen für Dorfleute dort eingerichtet. Heinz behielt für seine Person nur den Schwarzen, der mit einigen Füllen in einem Nebenstalle einquartiert wurde. Aber er hatte sich zu fügen gelernt und machte seinem Pfleger Fritz Brandt, der ebenfalls mit im Kriege war, keine Schwierigkeiten. In einem kleinen Stuhlwagen fuhr er seinen Herrn übers Feld. Oft mußte er den Weg zum Bahnhof machen, um Besucher abzuholen. Das ging viele Jahre so. Der Kutscher konnte ihn laufen lassen, wie er wollte, der Schwarze hätte den Weg auch im Dunkeln gefunden. Nur daß der Fritz Brandt manchmal den Zügel anziehen mußte, weil der Hengst ins Stolpern geriet. Denn er war ja auch nicht mehr der Jüngste. Sonst wurde er mit leichten Fuhren für den Garten beschäftigt. Er konnte immer noch sein Tagewerk leisten.

Nun hat er über dreißig Jahre auf dem Buckel und macht noch immer seinen Weg zum Bahnhof. Wenn Besucher auf der Station an das Gefährt herantreten, ist die erste Frage: „Wie geht es Ihnen, Brandt?“ Und dann lautet die Antwort regelmäßig: „Oh, ich danke, es geht uns beiden ja noch ganz gut!“

So hat der Schwarze das ganze Leben der Familie mitgelebt. Manchmal wiehert er nachts auf. Er träumt sich wohl zurück in die Tage, da er mit den anderen Füllen auf der Weide umhertollte, er hört die munteren Reitersignale oder erinnert sich des schönen, jungen Paares, das er zur Trauung fuhr, oder er hört die Kanonen donnern wie einst in der Schlacht. Am Tage aber erfüllt er wieder getreulich seine Aufgabe, wenn sie auch kleiner geworden ist als früher. Er wird gewiß noch hundert Jahre alt werden.



Ein Bild aus der Marneschlacht vom 5. bis 12. September 1914. Abgesessene Kavallerie an einem besonders gefährdeten Punkt



Ebenso tapfer wie unsere „Feldgrauen" schlugen sich Österreichs Söhne. Vorrückende Österreicher in Galizien

28. Juni 1914

Bekanntmachung.

1. **Seine Majestät der Kaiser und König haben die Mobilmachung befohlen.**

Der 2. August 1914 gilt als erster Mobilmachungstag
„ **3. August 1914** „ „ **zweiter** „
„ **4. August 1914** „ „ **dritter** „
„ **5. August 1914** „ „ **vierter** „
„ **6. August 1914** „ „ **fünfter** „
und so weiter fort.

Alle Offiziere, Sanitätsoffiziere, Beamte, Unteroffiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes einschließlich Ersatzreserve haben ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und ihrer Kriegsbeorderung, ohne anderweitigen Befehl abzuwarten, Folge zu leisten.

2. Die etwa außer Kontrolle stehenden Mannschaften, sowie diejenigen, welche von auswärtigen Bezirkskommandos, vom Truppenteil oder anderen Kommandobehörden kommend, sich bisher noch **nicht** beim Bezirksfeldwebel angemeldet haben, haben sich sofort bei ihrem zuständigen Bezirkskommando unter Vorlage ihrer Militärpapiere zu melden und zwar

mündlich: bei der zu diesem Zwecke besonders eingerichteten Anmeldestelle in **Schöneberg**, Kolonnenstraße Nr. 23,

schriftlich: z. B. „An die Anmeldestelle des Bezirkskommandos **I. Berlin**, in **Schöneberg**, Kolonnenstraße Nr. 23"

Wer dieses unterläßt, wird nach den Kriegsgesetzen streng bestraft.

3. Mannschaften, denen im Frieden eine Paßnotiz behändigt ist, haben einen besonderen Befehl zu erwarten. Jede Wohnungsveränderung dieser Mannschaften ist binnen 48 Stunden dem zuständigen Bezirksfeldwebel zu melden. Wer diese Meldung unterläßt, wird nach den Kriegsgesetzen bestraft.

4. Inaktive Offiziere, Sanitätsoffiziere und obere Militärbeamte, sowie Zivilärzte, welche sich noch nicht zur Verwendung bereit erklärt haben, sowie die nicht mehr dem Beurlaubtenstande angehörigen Büchsenmacher und Unteroffiziere, welche für die Dauer des mobilen Zustandes **freiwillig** wieder in den Dienst treten wollen, werden aufgefordert, sich bis zum 5. Mobilmachungstage unter Mitbringung ihrer Personalpapiere bei dem zuständigen Bezirkskommando in den neuen Dienstgebäuden auf dem Tempelhofer Felde, General Papestraße, zu melden.

5. Die Einberufenen haben sich an ihren Gestellungsort zu begeben, ohne irgend welche Gebührnisse vorher zu empfangen. Dieselben sind zur freien Eisenbahnfahrt ohne Lösung einer Fahrkarte und ohne vorherige Anfrage an dem Schalter berechtigt, lediglich auf Grund der Vorzeigung der Kriegsbeorderung oder anderer Militärpapiere oder auf Grund der mündlichen Erklärung dem Bahnsteig- oder Zugbeamten gegenüber. Kriegsfreiwillige haben eine Bescheinigung der Polizeibehörde über Zweck und Ziel der Reise vorzuzeigen.

Die Zahlung der zustehenden Gebührnisse erfolgt nachträglich beim Truppenteil.

Berlin, den 1. August 1914.

Königliche Bezirkskommandos I., II., III., IV., V. u. VI. Berlin.

Am 28. Juni 1914 wurde der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in Serajewo das Opfer eines Mordanschlages. Das Unheil, das sich seit Jahren angebahnt hatte, brach vier Wochen später über Europa herein: Der Weltkrieg begann. Er kostete Deutschland 2 Millionen Gefallene und fast 4,5 Millionen Kriegsverletzte. Ungeheuer sind die Verluste, die alle Völker zu tragen hatten. Deutschland will den Frieden Europas, dafür sorgt heute der Führer und unsere starke Wehrmacht.



Ein Regiment zieht aus i



Deutsche Artillerie auf ostpreußischem Boden. Die V

Feld

Die Aufnahmen sind den Mappen von Kriegsteilnehmern entnommen



fnahmen stammen aus dem Winter 1914



Quer durch Deutschland rollten Tag und Nacht die Züge, die die Soldaten an die Front führten

Brennpunkte im Mittelmeer

„Es ist schön, einmal auf solch einem alten spanischen Segler an der Küste entlang zu fahren", erzählte der Flieger. „Ich hatte noch etwas Erholungsurlaub nach jenen bösen Wochen der letzten Kämpfe in Spanien, und da habe ich mir einmal die Welt dort unten etwas angesehen. Sonne, Meer und Luft taten mir nach der Verwundung gut, das kleine Segelschiff bot keine Aufregungen; man konnte friedlich in die Sonne hineindösen.

Ich war gerade beinahe etwas eingeschlafen, da gibt mir der spanische „Käppen" einen kleinen Stoß: „Das Kap, an dem wir dort vorbeifahren, heißt Trafalgar, dort hat 1805 der englische Admiral Lord Nelson über die französische und unsere spanische Flotte gesiegt. Das war eine schwere Schlacht, Señor, damals ist der Rest der spanischen Seemacht untergegangen — seitdem haben wir zur See nicht mehr viel zu sagen gehabt. Das kann ja nun anders werden durch General Franco."

„Und wo sind wir jetzt?"

„Wir steuern in die Straße von Gibraltar. Ich weiß nicht, ob ihr Deutsche gelernt habt, was das bedeutet. Gibraltar ist eigentlich ein arabisches Wort und heißt „Felsen des Tarik". Dort nämlich ist im Jahre 711 der arabische Feldherr Tarik von Afrika nach Spanien hinübergesetzt. Der König der Westgoten Rodrigo — das war noch ein Germane wie ihr Deutschen! — hat drei Tage lang bei Jeres de la Frontera den Mohammedanern Widerstand geboten. Dann ist er gefallen, und die Mauren haben den größten Teil Spaniens für viele Jahrhunderte in Besitz genommen."

Der Käppen dreht sich eine neue Zigarette, schaut hinüber zu der hochaufragenden Küste, wo eine weiße Stadt unter dunklen Pinien und Palmen sich birgt: „Da, Señor, dort ist die Küste Spaniens, und drüben ist die Küste Afrikas. — Die Stadt, die Sie dort an der spanischen Küste liegen sehen, ist Tarifa. Wenn wir Spanier einmal Geld hätten, sollten wir daraus einen Kriegshafen machen mit guten ferntragenden Geschützen — keine Maus käme dann durch die Straße von Gibraltar!"

Der Flieger ist aufgestanden, hält die Hand schützend über die Augen, denn die Sonne strahlt mit voller Kraft vom südlichen Himmel — dann zeigt er hinüber auf die Küste Afrikas: „Was ist das dort, Capitano, die große Stadt?"

Der Spanier lacht, daß man die blitzend weißen Zähne unter dem schwarzen Bart sehen kann: „Das dort drüben ist Zank und Streit! Das ist die internationale Tanger-Niederlassung. Eine Schweinerei, Señor! Die ganze Küste Afrikas dort ist unser Spanisches Marokko, nur die größte und wertvollste Stadt Tanger hat man uns nicht gegeben. Dort regieren jetzt vier Staaten zugleich, die Tanger verwalten sollen: die Engländer, die Franzosen, wir Spanier und die Italiener. Sie können sich ausmalen, Señor, wie fröhlich das da heutzutage zugeht: die Franzosen und die Engländer auf der einen Seite, die Italiener und wir auf der anderen Seite!"

„Und wann kommt Gibraltar?"

Der Kapitän schaut nach seinen Segeln, dann hinüber zum Steuermann: „Wenn wir um Tarifa herum sind, können Sie sich das gestohlene Gibraltar ansehen! Das haben uns die Engländer 1701 weggenommen — und seitdem liegt diese Seefestung wie ein Dolch in der Seite Spaniens."

Der Kapitän wendet sich rasch ab, gibt ein paar Anordnungen, um die Segelmanöver zu leiten, denn das Schiff hat auf einmal anderen Wind.

„So, jetzt kommen wir ins Mittelmeer hinein! Dort liegt das englische Gibraltar an der spanischen Küste, und dort drüben liegt unser spanischer Kriegshafen Ceuta an der afrikanischen Küste. Wie zwei böse Hunde liegen sie sich gegenüber."

„Und der Engländer ist hier doch eigentlich überflüssig?"

„Na ja, er will den Weg in das Mittelmeer beherrschen. — Wenn man hier so alle paar Wochen einmal durchsegelt, dann bekommt man wirklich schon einen Begriff davon, was wirkliche Politik ist, Señor. — Sie müssen wissen, daß man früher diese Meerenge die Säulen des Herkules nannte, die die ganze Welt trugen. So bedeutsam ist diese Straße von Gibraltar ja nun wohl nicht, aber wer in das Mittelmeer hinein und aus dem Mittelmeer hinaus will, muß hier hindurchfahren — wer diese Straße sperren kann, schließt das Mittelmeer, wie wenn man einen Kork auf die Flasche setzt. Das haben die Engländer lange genug getan — aber manchmal explodiert eine solche Flasche!"

Vor dem Segler öffnet sich das Mittelländische Meer — um Gibraltar liegen einige graue Schiffe, britische Schlachtschiffe. Drüben liegt Ceuta in weißer Schönheit, seine Palmen verdecken die Rohre der versenkbaren Batterien.

*

Der KdF.-Dampfer steuert in Richtung auf Genua.

Es leuchtet strahlend heller Sonnentag über dem Mittelmeer. Links liegt eine Inselgruppe vor der spanischen Küste. Der eine Jungarbeiter weist mit der Hand hinüber: „Da liegt Ibiza, wo die Bolschewisten unser Panzerschiff „Deutschland" mit Bomben beworfen haben! Ein Vetter von mir war auf dem Schiff. Die Umrisse da vorne deuten die Insel Mallorca an, noch weiter nach Nordosten kommt dann das kleinere Menorca..."

Ein großer Dampfer kommt schräg vor dem Schiff auf, es ist ein weißes Schiff, offenbar ein Transporter.

Zwei oder drei der Fahrgäste richten ihre Ferngläser auf ihn: „Ein Franzose, der nach Afrika steuert!"

„Offenbar ein Truppentransportschiff!"

„Der holt wohl schwarze Truppen aus Afrika?"

Die deutschen Fahrgäste schauen hinüber zu dem großen französischen Schiff. So sehen also die französischen Truppentransportschiffe aus, die einmal die Senegalneger und andere farbige Truppen herübergebracht haben nach Frankreich, dieselben Senegalneger, die dann als Feinde im deutschen Land standen. Die Gesichter sind alle sehr ernst geworden. So also sind die farbigen Truppen gekommen! Es ist doch gut, daß man dies



Italien macht heute seine Lebensrechte auf Tunis geltend



Das Mittelmeer. Völkerschicksale haben sich an seinen Ufern im Zuge der Jahrhunderte entschieden

Zeichnungen: Hahn

einmal so aus der Nähe sieht. Hier ist also eine Schlagader des französischen Staates, die Verbindung zwischen seinen afrikanischen Besitzungen und dem Mutterland.

Der junge Arbeiter zeigt hinüber zu den Inseln: „Alle diese Inseln, Ibiza, Mallorca und Menorca gehören Spanien. Von dort aus könnte man, wenn man wollte, die Franzosen wohl hindern, ihre schwarzen Truppen wieder an den Rhein zu schaffen. Und Spanien wird heute stark ..."

*

Das KdF.-Schiff liegt im Hafen von Neapel. Es gibt kaum eine schönere Stadt am Mittelmeer, als Neapel am Fuße des Vesuvs. „Neapel sehen und dann sterben", sagt das italienische Sprichwort. Man hat die Stadt besichtigt und sitzt zusammen in dem schönen Gebäude des faschistischen „Dopolavoro", dem KdF.-Haus Italiens.

Mit den Italienern hat man sich bald angefreundet, so schwierig es auch mit der Sprache ging; aber die meisten der Reisenden haben ja etwas Italienisch gelernt. Schließlich muß man die schöne Sprache seiner Freunde mindestens verstehen können.

Einer der jungen Italiener erzählt: „Ich war zwei Jahre bei der Marine, kenne das Mittelmeer von Osten nach Westen und von Westen nach Osten. Alle anderen Mächte haben Besitz im Mittelmeer, aber Italien ist die einzige mittelmeerische Macht."

Der eine der deutschen Fahrgäste fragt: „Sagen Sie einmal, was ist eigentlich mit Tunis?"

Der kleine Italiener versteht zuerst nicht, sagt dann:

„Ach so, Tunisia?! Ja, das läßt sich mit wenigen Worten sagen, mit ganz wenigen Worten. Tunis war im vorigen Jahrhundert ein rückständiger Barbarenstaat. Die ersten Europäer, die das Land erneuert haben, waren Italiener. Kommen Sie heute einmal hinüber nach Tunisia: der Kaufmann ist Italiener, der Schuhmacher ist Italiener, der Bauer ist Italiener, der Schieber ist Jude und der Gendarm ist Franzose. Es gibt über 100 000 Italiener dort und noch nicht halb soviel richtige Franzosen. Außerdem ist Tunisia ruhmreicher Boden römischer Vergangenheit. Dort hat schon Scipio Africanus über Hannibal gesiegt, dort haben wir Karthago zerstört, aber hundert strahlende Römerstädte aufgebaut. Italien muß Tunis haben. Das würde ein Paradies werden wie unser Libyen, ein Land der Arbeit."

„Und Tunis liegt doch sehr nahe an Sizilien?"

„Pst, nicht ganz so laut davon reden, aber es ist richtig! Vom westlichen ins östliche Mittelmeer gibt es zwei Straßen: einmal zwischen Kalabrien und Sizilien, drei Kilometer breit. Diese Straße beherrschen wir. Zum andern zwischen Sizilien und Tunis, und in der Mitte liegt unsere italienische Insel Pantelleria. Hätten wir nun auch Tunis hinzu, so würde Italien quer einen Riegel durch das Mittelmeer haben. Dann kommt niemand aus dem östlichen in das westliche Becken und aus dem westlichen ins östliche, ohne an unseren Geschützen vorbeizufahren. Versteht ihr? Capito? Dann muß England ganz friedlich sein."

„Na, und die Engländer in Malta?"

„Malta ist starker Kriegshafen, viele englische Kriegsschiffe. Aber die Bevölkerung ist ganz italienisch, von ganzem Herzen nur für den Duce!"

„Kennen Sie Malta?"

Der kleine Italiener lacht auf: „Ich bin als Junge einmal dagewesen. Oh, da haben wir immer die englischen Polizisten geärgert, haben am Hafen gesessen und geangelt. Wenn wir einen Fisch gefangen hatten, haben wir alle ganz laut geschrien, dann hat der Engländer gedacht, daß da sich Leute schlagen, und ist hingekommen. Wir haben nur den Fisch genommen, haben ihn gefragt: „Capisci italiano?" (Verstehst du Italienisch?). Dann haben wir so gemacht, daß der Fisch mit dem Kopf nickte. Dann haben wir ihn gefragt: „Capisci inglese?" (Verstehst du Englisch?). Dann haben wir gemacht, daß der Fisch wieder ins Wasser gesprungen ist, und haben dann dem Polizisten gesagt: „Selbst ganz, ganz kleiner Fisch versteht hier ja kein Englisch, geh weg!" Dann ist der Engländer immer wütend geworden! Aber Malta ist noch eine gefährliche Stellung der Engländer. Alle italienischen Schiffe, die nach Libyen wollen, müssen an Malta vorüber. Dort können die Engländer uns wichtige Lebensverbindungen stören."

*

Über Kairo brütet die Sonne, obwohl es schon Nachmittag ist. Drinnen aber, in dem gewaltigen Museum ägyptischer Altertümer, ist es kühl und still. In ihren Jahrtausende alten Särgen

liegen die Pharaonen aufgebahrt. Die wunderbaren Alabasterschalen, der leuchtende Goldschmuck, die feierlich fremdartige Bilderschrift und die Hoheit des Todes, die Majestät einer gewaltigen Vergangenheit in diesem wohl größten Museum ägyptischer Altertümer packen den Besucher immer wieder mit Ehrfurcht. Der deutsche Student und der junge Ägypter haben sich nach dem Rundgang durch das Museum auf einer Bank im Angesicht eines der riesigen Pharaonenbilder niedergelassen. Es ist angenehm für den jungen Deutschen, einen kenntnisreichen Freund gefunden zu haben, mit dem er sich in der arabischen Sprache üben kann.

Wie sie so vor dem Bild eines der toten Herrscher der ägyptischen Vergangenheit sitzen, beginnt der junge Ägypter: „Wir sind eben ein sehr altes Volk — und doch jung."

„Beinahe ewig", meint der Deutsche.

„Ewig ist nur Allah, der Barmherzige, der Allerbarmer. Aber dieses ägyptische Volk hat heute einen doppelt so großen Geburtenüberschuß selbst wie ihr Deutschen. Dazu steigt unsere Macht. Wir haben jetzt ein eigenes Heer, eigene Flieger. Die englischen Garnisonen liegen nur noch um den Suezkanal, das übrige Ägypten ist bereits frei von ihnen."

„Und eines Tages müssen die Engländer auch weg vom Suezkanal?"

„Der Suezkanal ist für sie sehr wichtig. Er ist für sie die kürzeste Verbindung mit Indien und Australien. Die Franzosen brauchen ihn ebenso für ihre Besitzungen in Hinterindien, wie die Italiener als Weg zu ihrem Besitz in Ostafrika. Aber der Kanal liegt auf ägyptischem Gebiet."

„Ägypten ist heute die größte arabische Macht im östlichen Mittelmeer, nicht wahr?"

Der Ägypter nickt: „Viele Jahrhunderte hindurch hat am östlichen Mittelmeer der Halbmond geherrscht. Syrien, Palästina, Nordafrika sind ja noch heute alle mohammedanische Länder. Wir sprechen alle arabisch, wir wenden uns alle nach Mekka, wenn wir beten. Daß heute die Engländer Palästina beherrschen und die Franzosen Syrien, ist ganz neu. Im ganzen Mittelalter gab es immer nur einen großen Staat hier im Osten des Mittelmeers, das war das Reich der Kalifen, das große Reich der Nachfolger des Propheten. Es ist ungeschichtlich und unvernünftig, daß heute wir arabisch sprechenden Völker so wenig Macht haben."

„Und Sie meinen, das wird anders werden?"

Der Ägypter hat sich aufgerichtet: „Schauen Sie auf diesen Pharaonen, schauen Sie auf unsere Jugend, die in Palästina gegen Juden und Engländer kämpft; wir haben Vergangenheit und wir haben Zukunft. „... Und das Unrecht ist vergänglich", sagt Mohammed der Prophet, Preis und Lob seinem Namen."

Der junge Deutsche dachte noch lange zurück an diese Unterhaltung in dem Museum im Schatten der toten Pharaonen.

*

Das Mittelmeer! Alle großen Mächte der Welt sind irgendwie an den Schicksalen dieses Meeres beteiligt. Viele der wichtigsten Kraftlinien der Staaten schneiden sich im Mittelmeer. Und wie liegt an Sonnentagen dieses Meer so friedlich da, wie leuchten die herrlichen griechischen Inseln, wie singt der Wind in den Pinien sein zauberhaftes Lied. Und wenn man sich der Schönheit der blauen, spiegelnden Fläche hingibt, tönt wie Zauberlaut aus längst verklungener Zeit immer wieder aus den blauen Wassern das wunderbare Lied des ältesten, größten Dichters auf, des Griechen Homer, der das Lied sang vom Seefahrer Odysseus, das erste, große, bunte Seemannsmärchen, gedichtet unter blauem Himmel an leuchtenden Küsten, wenn die „rosenfingerige Morgenröte" über dem tiefblauen Meer aufging:

„Sage mir, Muse, vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerstöret;
Vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat,
Auch so viel im Meere der kränkenden Leiden erduldet,
Strebend zugleich für die eigene Seel' und der Freunde Zurückkunft

... Wenn nunmehr die Sonne den Mittagshimmel umwandelt,
Dann aus salziger Flut entsteigt der göttliche Meergreis
Unter dem Wehen des Westwind, umhüllt vom dunklen Gekräusel
Kommt und sinkt zum Schlummer in hangendes Felsengeklüft hin,
Und rundfüßige Robben der lieblichen Meeresgöttin
Ruhn in Scharen umher, den graublauen Fluten entstiegen,
Herben Duft aushauchend des unergründlichen Meeres ..."

Prof. Dr. Johann von Leers. (Nach Johann Heinrich Voß.)

Was weißt du von Albanien?

Am 7. April meldeten die Zeitungen: „Auf Befehl des Duce haben die italienischen Truppen das Gebiet des Königreichs Albanien besetzt. Luftgeschwader begleiten die Heeresgruppen, und Marineeinheiten kreuzen vor der Küste Albaniens. König Achmed Zogu ist geflohen, Ruhe und Ordnung herrscht in Albanien." — Vier Tage später, am 11. April, beschließt die in der Hauptstadt Tirana zusammengetretene Nationalversammlung, sich in den Schutz Italiens zu begeben und Victor Emanuel die Krone Albaniens anzubieten.

Wie kommt nun Italien zu diesem Schritt und was bedeutet er für das faschistische Imperium? — Um diese Frage zu beantworten, müssen wir ein wenig auf die Geschichte des Landes eingehen. Die Geschichte Albaniens ist die Geschichte des Kampfes um die Adria. Schon die Römer haben diesen Landstrich als Stützpunkt für ihre Herrschaft zur See benutzt. Viele Bauten entstanden, und ihre Überreste sind noch heute Zeichen der römischen Macht. Jahrhunderte später übernahm das starke Venedig, das diesen wichtigen Punkt zum Ausbau seiner Handelswege über die Adria brauchte, die Herrschaft über das albanische Volk, das in seinen Bergen lebte. Dann aber fiel das Land in die Hände der vordringenden Türken, danach in die Gewalt Österreichs. Erst nach dem Weltkrieg nahm wieder Italien Anteil an dem Schicksal dieses umstrittenen Staates. Es unterstützte die unterdessen selbständig gewordene Regierung mit Geld und anderen Beihilfen und verhalf dem jetzt abgesetzten König zu seinem Thron und schloß mit ihm ein Bündnis. Italiens Geld diente dem Aufbau des Landes.

Was ist aber nun der eigentliche Grund für das Mühen eines Staates wie Italien um das kleine Albanien? Wer einmal auf die Landkarte schaut, wird folgendes sehen: Da liegt der italienische Stiefel und zwischen ihm und dem Balkan die Adria. Nach Süden zu rücken beide Landteile etwas zusammen, dort ist die Straße von Otranto. Diese muß immer für Italien frei bleiben, weil durch sie alle Schiffe müssen, die nach den großen Häfen Venedig oder Triest wollen. Albanien aber liegt an dieser für Italien so wichtigen Straße, und daher hat es so schnell und so gründlich wie möglich dort wieder die Ruhe hergestellt. Außerdem war der albanische Staat Italien ohnehin genug verpflichtet, weil er ohne seine Hilfe nicht hätte bestehen können.

Albanien ist 27 538 Quadratkilometer groß, also etwas kleiner als Pommern, und hat etwa soviel Einwohner wie bis vor kurzer Zeit Hamburg. Die Bewohner setzen sich zum großen Teil noch aus den Nachkommen der Skipetaren zusammen, die ihr ja sicherlich aus den Büchern Karl Mays kennt. Sie leben größtenteils vom Ackerbau. Das unwegsame Gebirge erschwert sehr die wirtschaftliche Erschließung des Landes. Eisenbahnen gibt es kaum. Alle Waren und Güter müssen auf den Rücken von Mauleseln in das Innere des Landes befördert werden. Die Hauptstadt ist Tirana, wo, wie ihr nun wißt, die Nationalversammlung zusammentrat, und hat etwa 10 000 Einwohner, also soviel wie die Stadt Altdamm bei Stettin.

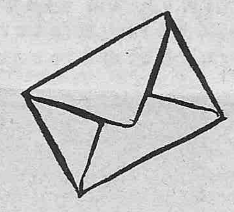
Die sonstigen Erträge des Landes sind sehr dürftig und reichen bei weitem nicht für die Ernährung der Bevölkerung. Deshalb hat Albanien eine große Einfuhr an Lebensmitteln, wie Getreide, Fette usw., die meist aus Italien kommen. Das Klima ist im Winter sehr milde, im Sommer aber heiß, so wie in den Ländern dieser Zone. Daher kann in den Gebirgen wenig wachsen, da der Regen und die Feuchtigkeit fehlen und die Flüsse bei weitem nicht zur Bewässerung ausreichen. Einen großen See, der nach Norden die Grenze zu Jugoslawien ist, hat Albanien. Ihr kennt ihn auch aus den Geschichten Karl Mays: der Skutarisee. Petroleum wird in den Bergen gefunden. Dies hat sich England schon beizeiten gesichert und ist nun der Besitzer der Ölquellen. Sonst kennen wir von Albanien die bunten Trachten, die man so oft in Büchern und Filmen sehen kann. Den roten Fez, die schönen gestickten Jacken mit den weiten, farbigen Hosen, das alles gibt den Bewohnern der Berge ein malerisches Aussehen.

Nun wehen Italiens Farben über diesem Bergland. Mit dem neuen Herrn wird ein wirtschaftlicher und kultureller Aufschwung verbunden sein, der Albanien hilft, endlich aus der Mißwirtschaft seines geflohenen Herrschers herauszukommen und ein friedlicher, arbeitsamer Staat zu werden.



Ein Spalier jubelnder Jungvolk-Jungen begrüßte Gauleiter Wächtler in Hof

Ein Brief aus Hof



Lieber Ernst! Hof, im Mai 1939.

Du fragst in Deinem letzten Brief nach einer Zeitungsmeldung, die Dir besonders aufgefallen ist. Es ist die Meldung, in der von dem „Platz der Jugend" zu Hof Mitteilung gemacht wird. Ich antworte Dir gern dazu, da ich Gelegenheit hatte, bei der Grundsteinlegung dieses neuen Platzes anwesend zu sein. Ich muß allerdings dabei ein wenig weiter ausholen, um Dir manches zu erklären.

Vor 10 Jahren, als noch in Deutschland die Novemberregierung lebte und die Schar der Männer um Adolf Hitler klein war, sah es in den Schulen auch anders aus als heute. Doch das weißt Du sicher auch schon aus den Erzählungen Deiner Brüder. Am 20. April 1929 versammelten sich auf Einladung des im Jahre 1935 verunglückten Gauleiters und Ministers Hans Schemm in der „Hopfenblüte" zu Hof an der Saale eine Reihe deutscher Lehrer. Auch Hans Schemm war Lehrer in Bayreuth. Diese Männer waren der Ansicht, daß Deutschland nur wieder groß werden könne, wenn sich das deutsche Erziehungswesen gänzlich neu gestalte. In den Herzen der Jugend brannte schon längst die Begeisterung für Adolf Hitler, jedoch hinderte der Staat den Lehrer so gut wie den Schüler, sich frei zum Nationalsozialismus in der Schule zu bekennen. Das wußte Hans Schemm, und deshalb sagte er sich: Wir können die Schule nur erobern durch den Lehrer, einen Lehrer, der Nationalsozialist, d. h. Kämpfer, sein will. Klein war die Schar damals noch, die sich in der „Hopfenblüte" in einem einfachen Zimmer zusammenfand. Aber alle waren für den Führer und die Parole Schemms begeistert, nun unter dem Hakenkreuzzeichen den Kampf um die Schule aufnehmen zu sollen. Mit diesen glühenden Kämpfern gründete Hans Schemm den Nationalsozialistischen Lehrerbund. Unter diesen Männern, die an der Gründungsversammlung teilnahmen, saß auch der jetzige Reichswalter des NS.-Lehrerbundes Gauleiter Wächtler. Hans Schemm, der Einberufer der Zusammenkunft, wurde der Leiter des NS.-Lehrerbundes. Bald kehrte dieser junge, begeisterte Lehrerstoßtrupp in die Schule zurück und begann seine Arbeit. Viel haben sie noch durchmachen müssen. Verfolgung, Hohn, Spott durch ihre Behörden waren ihre täglichen Begleiter; aber sie hielten aus, denn ihr Kampf galt ja der deutschen Jugend. Und wenn man heute, nachdem der Lehrerbund 360000 Mitglieder zählt, übersieht, was diese tapferen Lehrer der deutschen Jugend gegeben haben, kann man ihrer nur in Dankbarkeit gedenken. Nun, aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des NS.-Lehrerbundes, hatte Gauleiter Wächtler den Lehrerbund und vor allem seine Gründer zu einer Gedenkfeier nach Hof gebeten. Siehst Du, Junge, das war der äußere Anlaß, weswegen man eben in Hof den „Platz der Jugend" errichten will. Und warum eben einen „Platz der Jugend"? wirst Du fragen. Nun, ich sagte schon, daß die Arbeit des deutschen Erziehers immer der deutschen Jugend galt. Und ganz genau so ist es heute auch noch. Der deutsche Erzieher kennt nur eine große Aufgabe: im Auftrage des Führers

Dienst an euch, der deutschen Jugend, zu tun. Ich füge diesem Briefe ein paar Bilder bei. Sieh Dir sie an! Du wirst an einer Modellzeichnung erkennen, w i e dieser Platz aussehen wird. Auf dem großen, geräumigen Platz werden unter alten Bäumen schöne Anlagen entstehen. Spielgärten für die Kleinen, Heime für die Großen. Das Schöne dabei ist, daß dieser Ort ganz allein eben nur der Jugend gehören soll. Und wenn sich unsere Mädel und Jungen dort in den Räumen der schönen Gebäude glücklich fühlen, dann werden sie sicher auch einmal daran denken, daß dieser Platz ein Geschenk der deutschen Erzieher für sie ist. Die weiteren Bilder werden Dir zeigen, wie begeistert die Hofer Jugend bei der Grundsteinlegung den Gauleiter und seine Gäste aus Italien begrüßte. Ich habe manchen älteren Erzieher gehört, der sagte, eben die Freude der Jungen über dieses Geschenk sei seine schönste Erinnerung an die Stunde der Grundsteinlegung zu Hof a. d. Saale.

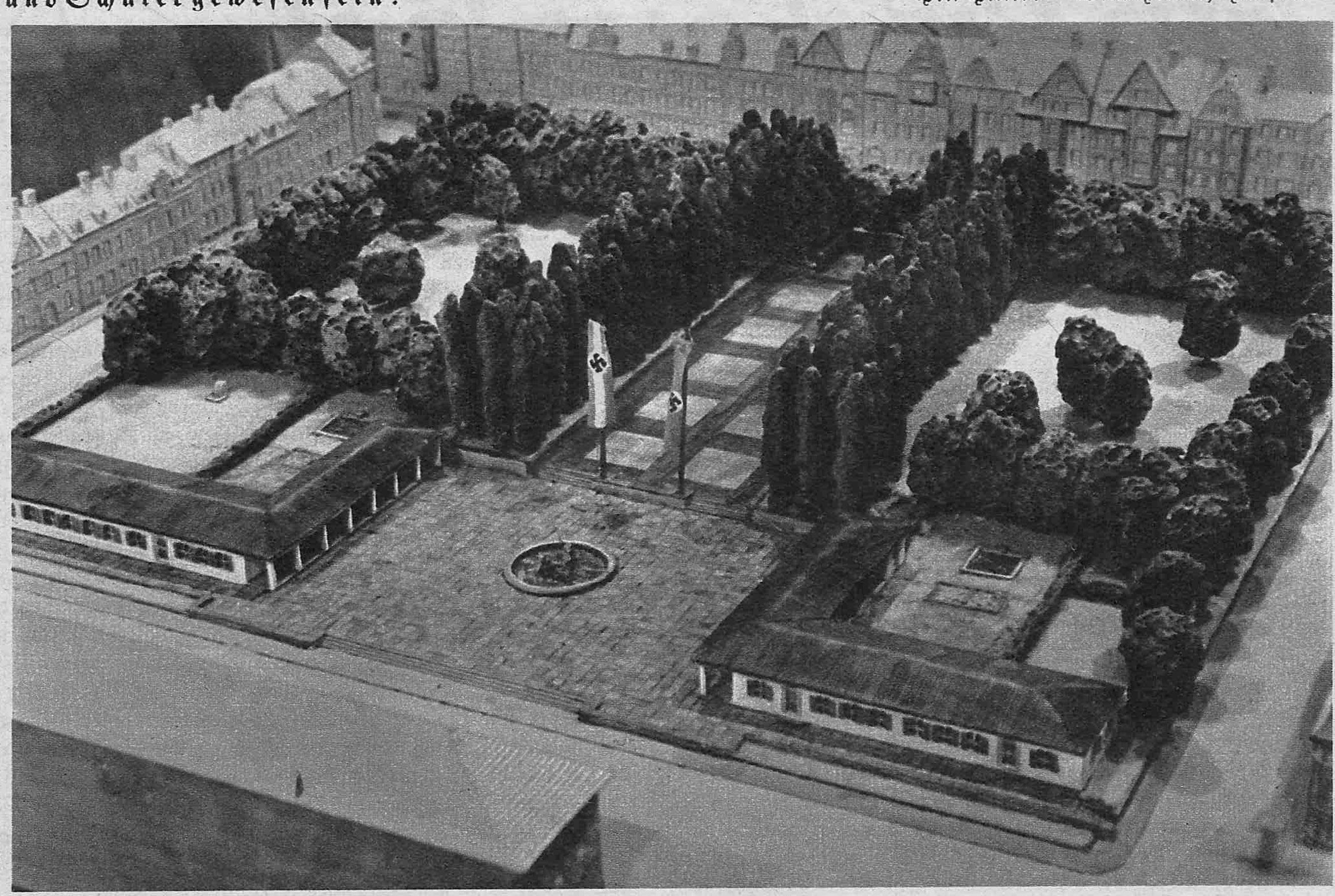
Du wirst in Deinen Sommerferien Gelegenheit haben, wie Du mir schriebst, nach Hof zu kommen. Allerdings wird dann der Platz noch nicht vollendet sein, wohl aber wirst Du sehen, daß man eifrig beschäftigt ist, das zu gestalten, was der Baumeister entworfen hat. Ich kann mir denken, daß nach vielen Jahrzehnten, wenn schon verschiedene Geschlechter auf diesem Platz froh gewesen sind, Fremde noch voll stiller Bewunderung dort selbst verweilen werden und sagen: „W i e t i e f m u ß d o c h d i e K a m e r a d s c h a f t s c h o n i m J a h r e 1 9 3 9 i m R e i c h e A d o l f H i t l e r s z w i s c h e n L e h r e r u n d S c h ü l e r g e w e s e n s e i n !"



Mit lebendiger Anteilnahme besichtigen die italienischen Gäste den Plan des Platzes der Jugend

Nun, das ist alles, was ich auf diesen Brief antworten möchte. Im übrigen nimm die Bilder, sie erzählen Dir viel von den Tagen in Hof, mehr als ich zu schreiben vermag! Und wenn Du dann im Sommer durch Hof kommst, dann schreibe mir von dem, was Du dort gesehen hast. Ich weiß, es wird nur Schönes sein!

Heil Hitler! Dein Henrich Hansen.



So haben die Architekten die Gestaltung des Platzes der Jugend geplant

Aufnahmen: Werner Böhmer

Gerhard Dabel erzählt: Nun erst recht!

1930. Helmut feilte auf dem Metallblock die letzten Unebenheiten fort. Immer mit der gleichen Bewegung. Da schrillten die Glocken durch den großen Arbeitssaal zur langersehnten Mittagspause. Nur Helmut konnte nicht verstehen, daß alle Arbeiter so mißmutig und müde waren. Ihm machte die Arbeit Spaß.

Während sie ihre Stullen herausholten, begannen die älteren Arbeiter über Politik und Arbeitslosigkeit zu sprechen. Die jungen Gesellen sammelten sich immer im Gang. Dort war es bedeutend lauter und lebhafter. Die Lehrlinge standen meistens bei ihnen. Auch Helmut hörte zu.

Auf dem kahlen Fabrikhof gingen zwei Arbeiter auf und ab. Beide bleich und mager. Mit einem Finger zeigte ein Geselle zu ihnen hinüber. „Auch bei uns sind die jetzt schon, diese Nazis!" Helmut horchte auf. Er sah in die verächtlichen Gesichter der anderen, als das Wort „Nazi" fiel. Einer wehrte mit der Hand ab. „Heute sind es noch zwei. Morgen ist es nur noch einer. Denn den Karwick haben sie auch entlassen." „Det is ihm janz recht. Warum hält er nich zu uns. Arbeiter haben bei den Braunen nichts zu suchen."

Am Sonntagnachmittag ging Helmut ins Kino. Auf der Straße war plötzlich Geschrei. Vom Südende herauf kamen viele Lastautos. Rote Fahnen. Helmut stutzte. Rote Fahnen mit einer weißen Scheibe! Also Nazis kamen da an. Das mußte man ja mal sehen.

Ein Regen von Flugblättern ergoß sich auf die Bürgersteige. Hastig griffen die Menschen danach. Viele zerknüllten das Papier, ohne es zu lesen. Sprechchöre durchschallten die Straße, dann war der Lastwagenzug vorbei. In der Hand hielt Helmut einige Zeitungen. „Angriff" stand darauf. Es waren aber schon ältere Nummern. Schadet nichts, dachte Helmut. Vor Anfang des Films war noch einige Zeit. Helmut las in den Zeitungen. Er schlug eine Seite auf. Ein Bild hielt ihn fest. Ein Arbeiter, ein Büromensch und ein Bauer reichten sich die Hand. „Wir gehören zusammen. Alle Deutschen."

Am anderen Morgen in der Fabrik erzählte ein Arbeiter großschnäuzig, daß er gestern mit dabei war, wie sie so ein braunes Schwein mal langgelegt hätten. Helmut schauerte. Auch sein Vater war in der KPD., aber dabei machte er bestimmt nicht mit.

In der Mittagspause gesellte sich Helmut zu dem hageren Mann, der jetzt allein an der eisernen Tür lehnte und hinausschaute über die Mauern. Langsam kamen sie in ein Gespräch. Der Mann erzählte, und Helmut hörte von Dingen, die er sich selbst schon zurechtgelegt hatte, deren Lösung er aber nicht kannte. „Aber warum geht es denn den Arbeitern so schlecht?"

„Sieh mal, Junge, ihr kämpft alle in den „Arbeiter"parteien für eure Rechte. Die Treiber und Führer aber, die ihr gar nicht kennt, das sind dieselben Juden, die in Betrieben als Direktoren, als Geldgeber, als Inhaber sitzen. Die haben kein Interesse, daß es uns besser geht." Er senkte den Kopf und schaute schweigend gegen den Boden. Helmut schreckte auf. „Was ist denn?" „Ach, nichts. Gestern haben sie nur den Karwick, der mit mir hier immer war, zusammengeschlagen."

Oben im Gang bei den Gesellen stand einer und sah nach unten. „Da, seht mal! Ha, ha, es sind doch zwei geblieben, trotzdem Karwick weg ist!" Erstaunt schauten die anderen auch nach unten. „Dem Spuk wird ein Ende gemacht."

*

Hinter der Ringbahn, wo die Häuser aufhören und die Laubengärten beginnen, trafen sich die Jungen. Sie saßen um einen Tisch, kaum zwanzig Mann. Aber lauter echte Kerle. Von den hohen Schulen kamen welche, viele aus Fabriken. Nur zwanzig Mann. Und überall um sie viele Hunderte von Gegnern. Helmut saß schweigsam in dem kleinen Kreis. Der Führer teilte einige Zettel aus, gab Klebemarken und Zeitungen zur Propaganda, und dann sprachen sie von dem neuen Wollen — vom Nationalsozialismus.

In der Fabrik klebte eines Tages ein Wahlzettel. Große Aufregung, denn er war von den Nazis. Ritsch, und eine rußige Faust riß das Ding von der Tür. Da waren auch schon welche an Helmuts Schrank. „Los, aufschließen!"

Helmut blickte ruhig gegen die Umstehenden. Nur seine Hand zitterte.

„Warum?"

Da schrillte die Glocke, der Maschinenmeister kam. Die Gesellen rückten schweigend ab. Aber keine Sekunde verging, in der man den Jungen aus den Augen gelassen hätte.

Langsam rückte der Zeiger auf die 5.

Die Sirenen brüllten, die Arbeiter verließen die Räume, alles eilte zum Waschraum. Helmut drehte sich nach allen Seiten um. Er sah niemand. Schnell schloß er auf, griff ein kleines Paket, steckte es unter den Tisch. Da kamen schon die anderen an. Ohne zu fragen, drängte man ihn zur Seite, sah den Schlüssel im Schloß, riß das Türchen auf und suchte. Einer sprang hoch.

„Hier, hallo, mein Bürschchen, wat is denn das?" und in seiner Hand hielt er mehrere Klebezettel. Im gleichen Augenblick sauste eine Hand auf Helmuts Schädel. Fäuste gegen seine Brust. Er sackte zusammen. — Spät kam er erst an diesem Abend nach Hause.

Zu Hause verstaute er das Paket an einem Platz, wo niemand hinkam. Als die Mutter hereinkam, legte er ihr sein Wochengeld hin. „Es ist heute etwas weniger, Mutter, aber wir mußten für einen kranken Kameraden etwas sammeln. Aus unserem Betrieb ist neulich ein Arbeiter von den Kommunisten zusammengehauen worden. Der liegt noch immer im Krankenhaus." — „Also für einen Nazi?"

„Was heißt hier Nazi, Mutter, für einen armen Kerl, auch für einen Arbeiter." Da schüttelte die Mutter den Kopf. „Gerade jetzt müßt ihr sammeln. Vater arbeitet auch nächste Woche zum letzten Male." Helmut erschrak. „Und seine Partei?" „Vater sagt, es hat alles keinen Zweck. Auch die Genossen helfen ihm nicht."

„Dann soll er SA.-Mann werden."

„Du bist wohl verrückt, Junge!"

An dem Sonnabendnachmittag ist niemand zu Hause. Helmut kramt aus seinem Versteck seine Sachen. Er hat es eilig, in einer Stunde muß er an der Bahnunterführung sein. Lastwagenfahrt. Schnell machen. Sein Arbeitshemd fliegt in die Ecke. Schnell ein Stück Brot in den Affen. Er macht sein Abzeichen am Hemd fest, den Schulterriemen am Koppel an. Heute trägt er das braune Hemd zum ersten Male.

Schon springt er die Treppen runter. Vor den Haustüren steht eine Reihe von „Halbstarken". Da kann er unmöglich durch, er läuft zum Hof. Schaut sich um. Niemand ist zu sehen. Keiner guckt aus dem Fenster. Aber wie jetzt raus?

Von der Haustür schaut einer auf den Hof.

„Da steht ja ein Nazi. Sogar im Braunhemd!"

Alles dreht sich um. Schon geht die Tür auf. Schritte auf dem Torweg. Im gleichen Augenblick hat Helmut die Mauer zum angrenzenden Hof erstiegen, springt herab, läuft zur nächsten Mauer. Die Verfolger haben ihn verloren.

*

Bei der Bahnunterführung wartet der Lastwagen. Der Scharführer schaut auf die Uhr. Wo bleibt denn Helmut? Er kann nicht länger warten. Schon zehn Minuten zu spät.

Der Wagen fährt langsam durch die breite Straße. Gegner johlen von den Seiten. Die Jungen singen. Plötzlich hält der Wagen wie auf einen Schlag. An der Straßenecke ist ein Kamerad im Knäuel von vielen Kommunisten. Kaum hält der Wagen, da rückt das Gesindel aus.

Auf dem Wagen wischen sie Helmut die Haare aus dem Gesicht. Eine Wunde an der Hand wird gleich verbunden. Dann geht die Fahrt hinaus in die Mark.

Till ist wieder im Lande

Neue Streiche, erzählt von Peter Osten

Eines schönen Tages bummelt Till wieder durch eine große Stadt. Mit vieler Freude betrachtet er das bunte Leben und Treiben. Er geht von Schaufenster zu Schaufenster. Langsam und bedächtig, wie eben ein Mensch geht, der viel Zeit hat. Vor einem Bücherladen bleibt er längere Zeit stehen. Bücher, dafür ist er immer zu haben. Bücher sind seine Freunde. Ein guter Roman und eine gutgeschriebene Erzählung ist stets ein Born der Freude für ihn.

„Der Rächer der Enterbten"

Wie er da so steht und die Auslagen betrachtet, kommen zwei Jungen aus dem Laden. Till hört ihre Unterhaltung.

„Hast du schon den neuen Dick Natter gelesen?" fragt der eine. „Der ist vielleicht spannend. Da springt er vom Flugzeug auf einen rasenden D-Zug und erschießt im Fallen den nachspringenden Mörder Bluthahn." Der andere sperrt Nase und Ohren auf. „Ist das wahr?" fragt er. „Da muß der Dick Natter doch ein Pfundsbursche sein. Junge, Junge. Aus einem Flugzeug auf einen Zug und dann noch den Verfolger abhängen, das ist 'n Ding."

„Augenblick", mischt sich Till da ins Gespräch, „glaubt ihr denn den Unsinn? Das ist doch alles Lüge, was der Kerl da schreibt." Die beiden sehen ihn erbost an. Was fällt denn dem ein? Wie kommt der dazu, von Dick Natter so schlecht zu reden? Der scheint neidisch zu sein.

„Sie", warnt der erste Junge, „lassen Sie das bloß nicht Dick Natter hören. Der haut Sie zu Fetzen zusammen. Schließlich ist er ja auch der Rächer der Enterbten, der Befreier aller Geknechteten. Der läßt sich nicht an seine Ehre tasten."

Till lacht. „Ihr habt ja Humor, Jungens", sagt er, „ihr glaubt also wirklich diesen haarsträubenden Blödsinn. Das hätte ich euch nie zugetraut. So dumm seht ihr nicht aus." — Da wendet der zweite Junge ein: „Schließlich sind seine Heldentaten ja hier gedruckt." Schadenfroh schwingt er dabei einen von den Dick-Natter-Schmökern in der Luft.

„Gib mal her", sagt Till und reißt ihm den Schmöker aus der Hand. Er blättert ein wenig darin und zeigt dann auf den Herstellervermerk.

Neugierig schauen ihm die beiden zu. „Ignaz Spinner, Buchdruckerei und Verlag", liest der erste. „Ja", meint Till, „das ist derselbe Ignaz Spinner, der diesen Dick Natter erfunden hat. Den wollen wir uns einmal richtig anschauen."

Da machen die Jungen natürlich mit. Im Fernsprechbuch findet Till die Anschrift des Spinner. „Buchdrucker, Verleger, Schriftsteller", drei Berufe hat der Kerl, stellt er fest. „Los, Jungens", sagt er, „auf zum Dick Natter!" Die sind gespannt wie Flitzbogen. Sie haben sogar noch ein paar Klassenkameraden herbeigeholt. Der Name Dick Natter zieht eben. Jeder möchte gern den „Rächer der Enterbten" kennenlernen. Schließlich haben ja alle von seinen tollkühnen Abenteuern gelesen und oft um sein Leben gezittert. Daß Dick Natter im wirklichen Leben Ignaz Spinner heißt, stört keinen der Jungen. Das ist sicher nur ein Deckname von ihm, damit ihn die Gangster und Verbrecher nicht zu schnell entdecken. — Till ist bester Laune. Er kennt die Auffassung der Jungen und läßt sich dadurch nicht allzutief beeindrucken. Es wäre ja auch schlimm, wenn sie nur auf seine Worte hin ihre Meinung änderten. Nein, das tut kein rechter Junge. Darüber ist sich Till durchaus klar. Darum muß er wieder seinen alten Weg gehen. Er muß den Jungen durch einen Streich beweisen, daß ihr Dick Natter, der sogenannte „Rächer der Enterbten", in Wahrheit kein Held ist und alle seine tollkühnen Abenteuer von ihm nur am Schreibtisch erfunden wurden.

Wie Till seinen Streich anbringen soll, weiß er noch nicht. Aber er verläßt sich auf sein Glück. Zur rechten Zeit wird ihm schon etwas einfallen. Das war ja bisher immer so. Vergnügt und wohlgemut zieht Till mit den Jungens los. Vor einem schönen Einzelhaus, inmitten eines großen Gartens, macht Till halt. „Ignaz Spinner" steht auf dem Namensschild. Voller Ehrfurcht lesen die Jungen den Namen ihres Helden. Manch einem sinkt ein wenig der Mut. Hoffentlich nimmt ihnen „der große Meister und Verbrecherkiller" ihr Eindringen nicht übel. Aber zum Umkehren ist es jetzt zu spät. Schon hat Till geläutet. Schlurfende Schritte nähern sich der Tür. Eine Haushälterin öffnet. „Herr Spinner ist nicht daheim", verkündet sie, „aber er muß in wenigen Minuten kommen." Damit schlägt sie die Tür wieder zu und schlurft zurück.

„Na schön, dann nicht", sagt Till zu den Jungen. Sie gehen ein paar Schritte unschlüssig weiter. Plötzlich kommt ihm eine Idee. „Jungens", lacht er, „ich hab's. Wir warten hier auf den großen Dick Natter." Die sind gern einverstanden. Da das Haus des Ignaz Spinner nur wenige Meter vom Rande eines Parkes entfernt ist, setzen sie sich dort auf eine Bank und harren der Dinge, die da kommen werden. Als hinten auf der Straße ein Herr mit Glocke und Regenschirm erscheint, verläßt Till die Jungen. „Verhaltet euch mucksmäuschenstill", mahnt er sie und verschwindet.

Hin und her raten die Jungen. Ob der Mann mit der Glocke ihr Held ist? Vielleicht ist das eine Art Verkleidung von ihm.

Bald haben sie die Antwort auf ihre Fragen. Als nämlich der umstrittene Spaziergänger nur noch zehn Meter von den Jungen entfernt ist, die sich still hinter Büschen versteckt halten und ihn gespannt mustern, geschieht etwas ganz Tolles.

Aus dem Gebüsch gegenüber Spinners Haus springt ein Maskierter auf den Mann los und schreit ihn an: „Hände hoch!" Dabei fuchtelt er mit einer Pistole vor der Nase des Überfallenen.

„Mensch, das ist ja 'ne Kiste", flüstert ein Junge den anderen zu, „ein Überfall genau vor Dick Natters Haus. Ob der mit der Glocke Dick Natter ist?"

„Auf keinen Fall", flüstert ein anderer zurück, „seht doch, er hebt ja die Hände, der Feigling." „Das kann ja ein Trick des Meisters sein", meint der erste, „wer weiß, was noch kommt."

Ja, was kommt? Spinner, das ist der Mann mit der Glocke, zittert vor Angst am ganzen Leibe. „Lassen Sie mich leben", jammert er, „ich will Ihnen alles geben, was ich besitze." „Ha, du Strolch", lacht mit finsterer Miene der unkenntliche Verbrecher, „so kommst du mir nicht davon. Du bist doch Dick Natter, der große Verbrecherfänger. Du hast Tausende meiner Gefährten in die Gefängnisse und Zuchthäuser gebracht, Hunderte hast du erschossen. Jetzt trifft dich die Rache der Unterwelt."

Die Jungen sind starr vor Schreck. Welch grauenhaftes Ereignis spielt sich da vor ihren Augen ab. Dick Natter ist in Gefahr. Ihm droht der Tod. Schon wollen sie sich mit vereinten Kräften auf den Verbrecher stürzen, da erkennen sie, daß der Maskierte ihr Bekannter ist. Spinner aber, ihr Held Dick Natter, liegt vor ihm jammernd auf den Knien. „Ich bin kein Verbrecherfänger", stammelt er entsetzt, „die Geschichten sind doch alle nur erfunden. Ich muß doch leben, und so habe ich sie eben so spannend geschrieben. Die Menschen wollen nun einmal so etwas lesen." Till schüttelt den Jammerlappen hin und her. „Habt ihr das gehört?" fragt er die Jungen. „Seht her, so sieht euer Held aus!"



„Hände hoch!"

Da sind die Jungen natürlich sehr niedergeschlagen. Am liebsten möchten sie diesen häßlichen Schreiberling verprügeln für seine groben Aufschneidereien und Schwindeleien. Doch kaum hat Till seine Augenmaske abgerissen und Ignaz Spinner begriffen, daß er Opfer eines Streiches geworden ist, da faßt ihn, den angeberischen Dick Natter, die Wut.

„Sie Wegelagerer", keift er los, „das werde ich der Polizei melden."

„Hau ab!" sagt Till nur, aber seine Augen sind hart auf den Schimpfenden gerichtet. Der erkennt, daß es das beste ist, sich zu verziehen. Im Nu räumt er das Feld. Lautes Lachen folgt ihm. Lachen von den Jungen, die ihn einst für einen Helden hielten.

„Je größer das Mundwerk und die Prahlsucht eines Menschen ist, um so kleiner ist sein Mut und sein Schaffen."

So schreibt der Till in sein Tagebuch.

Die Sache mit der Puderquaste

Es gibt nichts, was häßlicher und lächerlicher ist als eitle Mädel. Das fängt mit der Putzliese an und hört dann sicher einmal bei der sogenannten „großen Dame" auf. Ein echtes und gesundes Mädel hat es nicht nötig, sich auffällig und aufdringlich zu kleiden.

Ob Mädel oder Frau, wer fest, frisch und ehrlich im Leben steht, der bedarf keiner Putzsachen und keines Flittertandes.

Ein Mädel soll sich schön machen, soll sich hübsch kleiden, soll nett und freundlich aussehen, das versteht sich von selbst. Aber dazu braucht es keine Gewaltmittel und keine künstlichen Schönheitsmittel. Saubere Kleidung, einfach und schlicht, ist der schönste und beste Schmuck. Das gilt für jeden Menschen und in erster Linie für jede Frau und jedes Mädel.

Ganz schlimm aber steht es mit jenen jungen Mädeln, die möglichst früh schon beginnen, sich ihr Gesicht mit Puder und Schminke zu „verschönern". Sie bilden sich ein, besonders reizend und hübsch zu sein, und geben sich doch nur durch ihr albernes Getue der Lächerlichkeit preis.

Einem solchen eitlen Fratz erteilt Till eine derbe, aber wirksame Belehrung.

Eines Tages macht Till ein paar Besorgungen. Er kauft sich Lebensmittel für den anderen Tag, darunter ein kleines Päckchen Pfeffer. Nach seinen Einkäufen spaziert er noch ein wenig durch die Straßen. Dabei sieht er zufällig, wie sich ein Mädel auf offener Straße pudert.

Nun ist das Pudern auf offener Straße oder gar in Gesellschaft eine Ungehörigkeit, zu der sich niemand hinreißen lassen dürfte. — Wenn sich eine Frau pudert, und das ist beileibe kein Verbrechen, dann tut sie dies zurückgezogen und unauffällig.

Wenn aber ein junges Mädel, wie jene Ingrid, die Till trifft, sich pudert und dabei noch nicht einmal 14 Jahre alt ist, so ist dies, ganz gleich, wo es geschieht, eine Ungezogenheit und Lächerlichkeit. Das beste Gegenmittel für solche Albernheit wären ein paar handfeste Ohrfeigen — aber auch auf offener Straße.

Das kann Till nun leider nicht tun. Wohl aber kann er dem eitlen und dummen Mädel eine Lehre erteilen, und das hat er auch vor.

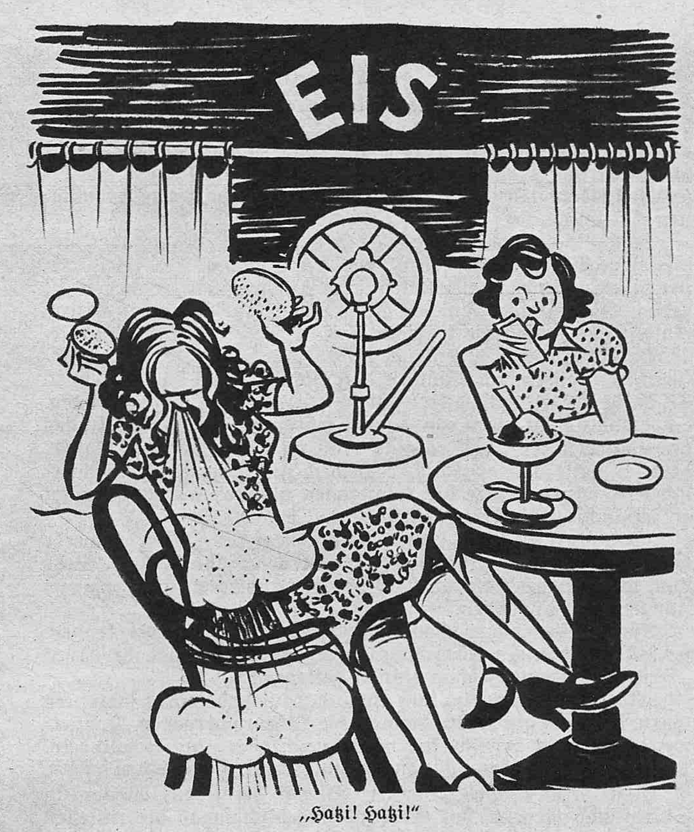
Ingrid ist bald mit ihrer Anmalerei und Puderei fertig. Stolz schaut sie noch einmal in die Hausflurscheibe. Sie findet sich nett und geht nun beruhigt weiter. Till folgt ihr.

Wohin aber geht ein Mädel, wenn es sich besonders hübsch macht und auffallen möchte? Das ist ganz leicht zu erraten. Natürlich dahin, wo ihre Freundinnen sind. Es ist wohl ein kleiner Fehler aller Mädel, daß sie sich freuen, wenn sie ihren Freundinnen etwas Neues zeigen können und ein wenig deren Neid erregen. Gerade solche eitlen Mädel wie Ingrid kennen keine größere Freude als das Bewußtsein, daß die anderen Mädel vor Neid zerplatzen.

Ingrid stolziert auf schnellstem Wege zu einer Eisdiele, in der sie viele der ihr bekannten Mädel weiß. Auch in diesen Eisladen folgt ihr Till. Er freut sich schon darauf, das dumme Mädel hier vor den anderen lächerlich zu machen, und hofft, daß dies die beste Lehre für Ingrid sein wird.

Noch weiß er nicht, wie er es anfangen soll. Da kommt ihm ein Zufall zu Hilfe. Ingrid holt, prahlsüchtig und eitel wie sie ist, schon nach wenigen Minuten ihre Puderdose aus dem Handtäschchen, öffnet sie und betupft sich unter den neugierigen Blicken ihrer Freundinnen mehrere Male das Gesicht mit der Puderquaste. — Natürlich machen die anderen Mädels große Augen. Vielleicht ist sogar manche unter ihnen ein wenig neidisch. Aber sagen tut es natürlich keine. Im Gegenteil.

Till sitzt am Nebentisch und hört, daß sich die Mädel recht lebhaft über Pudern und Schminken unterhalten. „Da scheinen sich ja die Richtigen getroffen zu haben", denkt er bei sich und blickt sich im Raume um. Mit großer Freude stellt er dabei fest, daß die



„Hatzi! Hatzi!"

Mädel und Jungen, die an den anderen Tischchen sitzen, sich über das dumme Gebaren der Putzliese Ingrid und ihrer Freundinnen lustig machen.

Wie Till noch einmal zum Tisch der Ingrid hinübersieht, bemerkt er, daß deren Puderdose aus dem Handtäschchen auf die Erde gerutscht ist. Leise lacht er vor sich hin: „Das paßt ja ausgezeichnet. Darauf habe ich nur gewartet."

Vorsichtig angelt er sich mit der Fußspitze die Puderdose und zieht sie langsam an sein Tischbein. Dann bückt er sich und hebt sie auf. Schnell faßt er in die Tasche, holt das vorhin gekaufte Päckchen Pfeffer heraus und schüttet ein wenig davon in den Puder hinein. Die Puderquaste bedenkt er mit einer besonders starken Prise. Das alles geschieht in ganz kurzer Zeit und so unauffällig, daß niemand etwas bemerkt. Wieder bückt sich Till dann und tut so, als habe er eben das Puderdöschen entdeckt. Er hebt es auf und überreicht es Ingrid mit einer Verbeugung.

„Mein Fräulein", sagt er, „ich glaube, Sie haben Ihre silberne Puderdose verloren. Darf ich sie Ihnen hiermit untertänigst wieder überreichen?"

Ingrid wird puterrot. Sie ist jetzt sehr stolz. Zum ersten Male hat jemand zu ihr „mein Fräulein" gesagt, und alle Freundinnen haben es gehört. Das ist ein Erfolg, um den sie sicher beneidet wird. — Die anderen Jungen und Mädel im Raum, die ja nicht wissen, was eigentlich geschehen ist, lachen. Sie halten Till für übergeschnappt. Ziemlich laut sagt einer sogar: „Wie kann man zu solch einer dummen Pute „mein Fräulein" sagen, der hat wohl 'nen Sonnenstich?"

Auch das hört Ingrid. Nun will sie zeigen, daß sie ein wirkliches Fräulein ist. Darum greift sie wieder zur Puderdose, öffnet die und betupft sich wieder das Gesicht mit der Quaste.

„Hatzi! Hatzi!" niest sie da auf einmal los. „Hatzi! Hatzi!"

Das Niesen will nicht aufhören. „Hatzi! Hatzi!" Dabei fällt ihr das Puderdöschen aus der Hand, und sein Inhalt zerstreut sich über den Tisch. Gleich niesen nun auch die anderen los: „Hatzi! Hatzi!"

„Sie haben wohl den Schnupfen, mein Fräulein?" wendet sich Till an die niesende Ingrid. Doch die ist keiner Antwort fähig. Immer wieder muß sie losprusten: „Hatzi! Hatzi!"

Till lacht laut. „Das kommt davon", sagt er, „wenn man im Puder Pfeffer hat und es nicht rechtzeitig merkt." Bei diesen Worten legt er den Rest seines kleinen Pfefferpäckchens vor Ingrid auf den Tisch und verläßt lachend den Eisladen.

Auch Ingrid und ihre Freundinnen verschwinden fluchtartig und lassen sich so bald nicht wieder sehen. Wo Ingrid in den nächsten Tagen auftaucht, da rufen ihr die Jungen und Mädel „Hatzi! Hatzi!" hinterher. Und wer nicht weiß, warum sie das tun, dem erzählen sie vom Streich, den Till der eitlen Putzliese spielte.

Der tollkühne Hugo

Nicht nur unter Mädeln, sondern auch unter Jungen kommt die liebe Eitelkeit vor. Nur äußert sie sich bei den Jungen etwas anders. Eitle Jungen putzen und pudern sich nicht, sondern schmücken sich anders. Sie schmücken sich mit tollkühnen, nie erlebten Heldentaten und tischen ihren Kameraden die wagehalsigsten Erlebnisse auf.

Solch ein Junge ist Hugo. Er erzählt seinen Kameraden immer neue Abenteuer. Hugo ist nicht etwa dumm. Er versteht es, seinen erfundenen Heldentaten den Anschein der Wahrheit zu geben. So mancher von den Kameraden läßt sich dadurch verblüffen und glaubt die Erzählungen.

Da sich tollkühne Abenteuer unter Jungen sehr schnell herumsprechen, so ist es kein Wunder, daß auch Till bald davon erfährt. Er ist ja der Freund aller Jungen und genießt ihr Vertrauen. So erzählt ihm einer von den angeblichen Heldentaten Hugos und sagt dem Till, daß er nicht recht an den Schwindel glaube, denn er halte den angeblichen Helden Hugo für einen jämmerlichen Feigling. „Aber die Kameraden glauben mir nicht", sagt er. „Wie kann ich ihnen das Gegenteil beweisen?"

„Das wirst du kaum können", antwortet Till, „aber ich werde dem Knaben Hugo einmal richtig auf den Zahn fühlen. Wehe ihm, wenn er geschwindelt hat. Solche Prahlereien kann ich von Jungen nicht ausstehen."

Am nächsten Tage schon lernt Till den Aufschneider kennen. Er läßt sich von ihm alles mögliche erzählen und fragt ihn dann: „Sind Sie eigentlich schon einmal geflogen?"

„Na klar", antwortet ihm Hugo darauf und spinnt sofort ein Garn, daß dem guten Till beinahe die Augen übergehen. Donnerwetter, denkt er bei sich, der versteht sich aber aufs Schwindeln. Da ist es kein Wunder, daß ihn die Jungen für einen Helden halten.

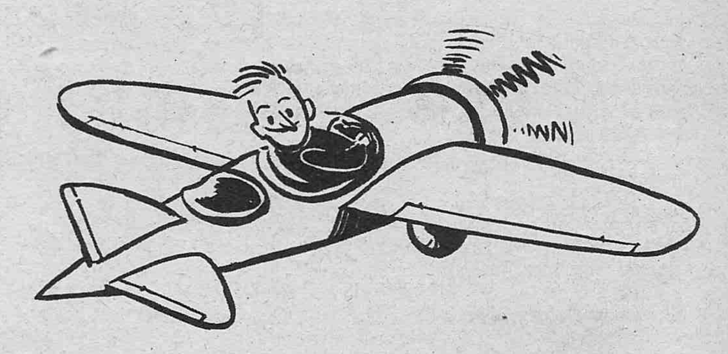
Hugo erzählt von gewagten Flügen bei jedem Wetter, in Sturm und Regen. Ja, er kennt angeblich sogar die neuesten Flugmodelle der Luftwaffe und will sogar schon bei einer Übung der Fallschirmjäger mit abgesprungen sein.

Till sperrt vor Staunen Mund und Nase auf. Junge, Junge, kannst du aber aufschneiden. Dir muß wirklich einmal ein Riegel vorgeschoben werden.

Aber er läßt sich nichts anmerken, sondern tut so, als ob er die Erzählungen Hugos glaube. Nur als der dann endet: „Ja, ihr könnt sagen, was ihr wollt, zum Fliegen gehört Mut!", da grinst Till vor sich hin. „Na warte, mein Junge", sagt er bei sich, „du sollst erst einmal deinen Mut beweisen."

Die anderen Jungen sind den abenteuerlichen Berichten Hugos aufmerksam gefolgt. Irgendwie beneiden sie ihn um seine Fliegerabenteuer. Fliegen ist nun einmal der höchste Wunschtraum aller echten Jungen.

Da sagt Till auf einmal: „Hören Sie einmal, Hugo, haben Sie Lust, mit mir heute nachmittag beim Sportfliegerwettbewerb aufzusteigen?" Zuerst will Hugo sich herausreden, dann aber kann er nicht absagen, da erstens die Jungen wissen, daß er heute nachmittag frei hat, und zweitens sein Name als Abenteurer auf dem Spiele steht. So sagt er zu.



Der Nachmittag kommt. Till und Hugo besteigen in Gegenwart der Jungen und vieler Zuschauer das Sportflugzeug. „Schnallen Sie den Fallschirm um", mahnt Till. Hugo prahlt: „Wozu? Ich habe keine Angst!" Till antwortet grob: „Das hat nichts mit Angst zu tun. Los, tun Sie, was ich Ihnen sage."

Gehorsam folgt ihm Hugo jetzt. Till muß dabei helfen, denn anscheinend hat Hugo keine Ahnung davon.

Endlich ist es soweit. Das Sportflugzeug startet. Till sitzt am Steuer und macht die kühnsten Kurven. Dem Aufschneider Hugo wird dabei angst und bange.

„Nicht doch, nicht doch", schreit er, „landen Sie bitte. Ich halte das nicht aus. Mir ist schwindlig." Till lacht nur. Er weiß, daß jetzt alle unten auf dem Landungsplatz durch einen Lautsprecher das Jammern des tollkühnen Hugo hören.

Nach einem Looping wimmert Hugo lauter: „Bitte, bringen Sie mich hinunter. Ich habe Angst."

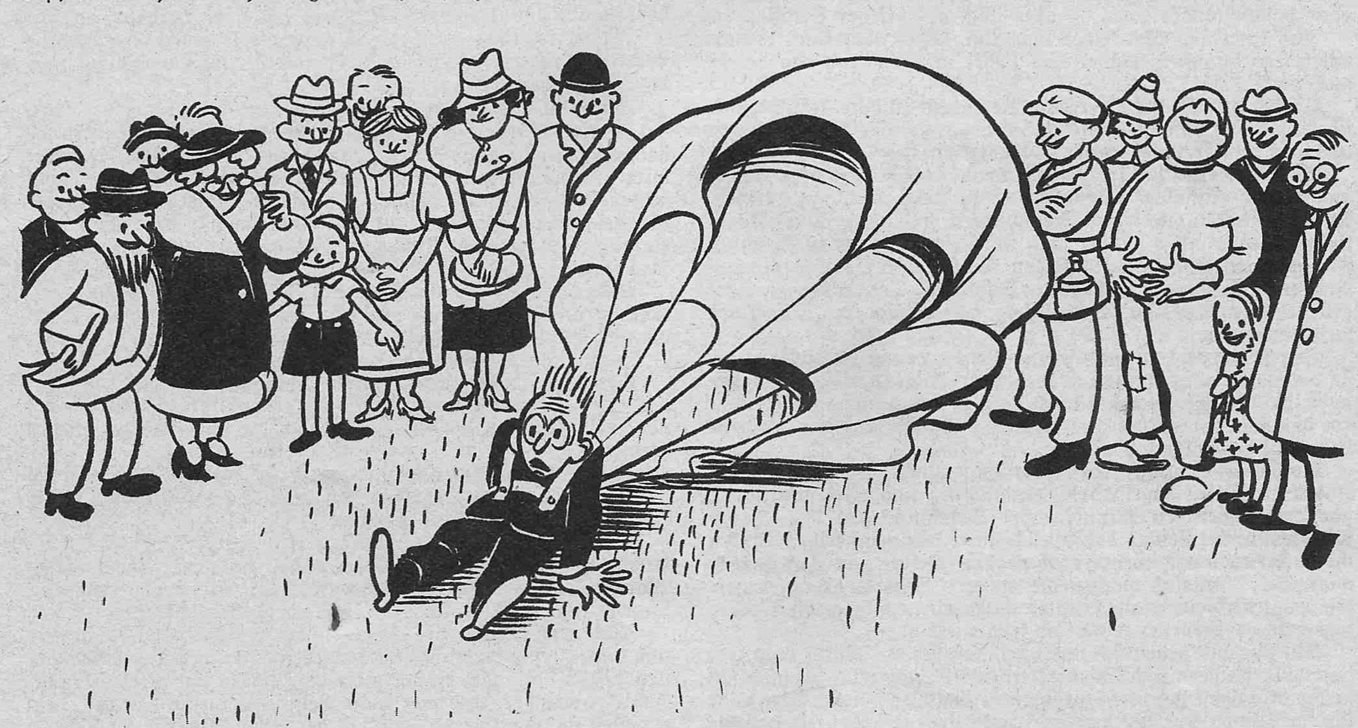
„Dann steigen Sie aus", meint Till gleichmütig, und ehe sich Hugo recht versieht, macht er ein neues Looping. Dabei packt er den Jammernden und wirft ihn aus dem Flugzeug.

Geschehen kann dem dabei nichts. Der Fallschirm öffnet sich ja automatisch. Langsam gleitet Hugo so zur Erde. Dicht neben dem Flugplatz landet er. Wie ein Held sieht er dabei gerade nicht aus.

Die Menschen um ihn herum lachen. Sie haben sein Jammern durch die Übertragungslautsprecher gehört und sehen ihn nun totenblaß und verängstigt vor sich.

„Na, du tollkühner Knabe", spotten sie, „warst du bei deinen Abenteuern immer so tapfer?"

Hugo antwortet nicht darauf. Was soll er auch sagen? Geprahlt aber hat er nie wieder. Till hat ihn davon geheilt.



Wie ein Held sieht er nicht gerade aus

Die Preisträger des „Hilf-mit!"-Wettbewerbes

Mit großer Freude können wir euch, deutsche Jungen und Mädel, mitteilen, daß eine große Zahl von Reichspreisen an die verschiedenen Wettbewerbsteilnehmer zur Verteilung gelangt ist. Eure Arbeit und euer emsiges Schaffen haben damit die verdiente Anerkennung gefunden. Die Ausstellung eurer Arbeiten im Ringmeßhaus der Reichsmessestadt Leipzig hat allseits Bewunderung und auch viel Freude ausgelöst. Viele Vertreter von Partei und Staat und auch besonders viele Ausländer haben sich eure Arbeiten angesehen und mit Staunen festgestellt, was ihr im Wettbewerb geschafft habt. Der Reichswalter des NSLB. hat der Reichsmessestadt für die vorbildliche Durchführung der Ausstellung eurer Wettbewerbsarbeiten seinen besonderen Dank ausgesprochen.

Nicht alle von euch, die für den Wettbewerb gearbeitet haben, konnten Preise erhalten, und so mancher von euch, dessen Arbeit auch einen Preis hätte erhalten können, ist diesmal noch leer ausgegangen. Das soll aber keinen davon abhalten, sich mit demselben Eifer am neuen Wettbewerb „Schaffendes Deutschland" zu beteiligen. Was dem einzelnen diesmal nicht gelungen ist, wird ihm vielleicht bei dem neuen Wettbewerb gelingen.

Viele Arbeiten, die mit einem Reichspreis nicht ausgezeichnet wurden, sind bereits von den Kreisen und Gauen des NS.-Lehrerbundes mit Auszeichnungen bedacht worden.

In zahlreichen Fällen sind Schüler, die sich künstlerisch oder ideenmäßig besonders bei dem Wettbewerb hervorgetan haben, mit Stipendien und Studienbeihilfen belohnt worden.

Der Reichswalter des NS.-Lehrerbundes, Gauleiter Fritz Wächtler, hat die Gaue Wien, Tirol, Sudetenland, Ostpreußen (Memelland) und Weser-Ems durch ein persönliches Handschreiben für die besonders vorbildliche Durchführung des Wettbewerbs „Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft" ausgezeichnet.

Reichspreise für Einzel- oder Gemeinschaftsarbeiten erhielten:

Sonderpreis des Reichswalters und Gauleiters Fritz Wächtler:
Gemeinschaftsarbeit von Schülern der Knaben-Oberschule Essen-Steele.

Ehrenpreise, und zwar Bilder mit eigenhändiger Unterschrift bzw. Bücher mit Widmung:

Stellvertreter des Führers Reichsminister Rudolf Heß
Reichspressechef Reichsleiter Dr. Otto Dietrich
Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft Reichsbauernführer Darré
Reichsarbeitsminister Seldte
Großadmiral Dr. h. c. Raeder
Generaloberst von Brauchitsch
Generaloberst Keitel
Reichsführer ϟϟ H. Himmler
Reichsleiter Alfred Rosenberg
Reichssportführer von Tschammer und Osten
Reichsstatthalter General Ritter von Epp
Präsident des Reichsluftschutzbundes
Chef der Deutschen Ordnungspolizei General Daluege
Hauptamtsleiter Hilgenfeldt
Reichswalter und Gauleiter Wächtler
Deutsche Reichsbahn

Gemeinschaftsarbeit der Sandhofenschule, Mannheim
Dieter Dörsch, Mannheim
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 2c der Hildaschule, Pforzheim
Gemeinschaftsarbeit aus Karlsruhe
Alfons Strasser, Landshut
Gemeinschaftsarbeit
- der 5. Klasse der Dietrich-Eckart-Schule, Neumarkt (Oberpf.)
- der Mädchenschule, Lichtenfels (Ofr.)
- der Klasse 3a der Volksschule Landshut
- der Klasse g 2a der Berufsschule Regensburg

Dietrich Paasch, Berlin-Adlershof
Gemeinschaftsarbeit
- der 2. Mittelschule, Berlin-Steglitz
- der Klasse 5 der Hauptschule Hochstrieß
- der Mädchen der Klasse 7a Hauptschule Schidlitz

Arbeit aus Danzig für Modell „Wir fordern Kolonien"
Arbeit aus Danzig für „Geduld, es kommt der Tag"
Gemeinschaftsarbeit
- der Klasse 6a der Hoppeschen Mädchen-Mittelschule im Gau Danzig
- der Sträterei-Schule, 5.—8. Schuljahr, Dinslaken-Hiesfeld
- von Knaben aus Walsum
- der Klasse 4 des Karl-Humann-Gymnasiums, Essen-Steele
- der Klasse 3b der Knaben-Mittelschule Essen-Süd
- der 7. Mädchenklasse Burkhard, Würzburg
- der Ina-Seidelschule, Halle
- der Torschule, Halle
- der alten Elstervorstadtschule, Wittenberg

B. Jaeckel, Hamburg
Gemeinschaftsarbeit
- der Volksschule für Jungen und Mädchen (Oberbauklasse O/III Mädchen), Hamburg
- der Klasse O I der Eleonoren-Schule, Darmstadt
- der Mittelschule an der Lorcher Straße, Darmstadt
- der Jugendpflegerinnenschule, Wiesbaden

Rudi Schnitzspan, Frankfurt (Main)-Höchst
Gemeinschaftsarbeit von 24 Schülern der Klasse 4a des Kaiserin-Augusta-Gymnasiums, Koblenz (Rhein)
Gemeinschaftsarbeit
- der Mädchenklasse 8a, Hauptschule, Lahr (Baden)
- der Jungen-Oberklasse der Volksschule I, Hückelhoven
- der Knabenmittelschule, Köln
- der Volksschule, Köln-Riehl
- der Molkteschule, Aachen

Gerhard Schüller, Cörrentzig
Gemeinschaftsarbeit der Klasse Ia der Knabenschule, Jülich
Erich Kaiser, Villingen (Baden)
Paul Rettle, Konstanz
Gemeinschaftsarbeit der 4. Klasse der Dietrich-Eckart-Oberschule, Neumarkt (Obpf.)
Hopf, Regensburg
Werner Fitze, Berlin-Adlershof
Walter Garweg, Remscheid
Hans-Wolf Garweg, Remscheid
K. Beilmann, Hamburg
Gemeinschaftsarbeit
- von 14 Schülern der Mittelschule für Jungen, Zerbst
- von 26 Schülern der Mittelschule (9. Schuljahr) Zerbst
- von Schülern des Franziseum, Zerbst

Horst Manthey, Schönhausen (Elbe)
Gemeinschaftsarbeit
- der Landes-Frauenarbeitsschule, Dessau
- des 4. u. 5. Schulj. der Volksschule, Burgstadt b. Miltenberg (Main)

Helmut Weyrauch, Guben
Gemeinschaftsarbeit der Volksschule, Soldin (Neumark)
Horst Blesing, Joachimsthal (Uckermark)
Gemeinschaftsarbeit der Volksschule Gräbendorf, Kreis Teltow
Karl-Jürgen Oberlach, Schönberg (Mecklenburg)
Gemeinschaftsarbeit
- der Mittelschule, Wittingen
- der Volksschule, Oyten

Paul-Richard Szenguleit, Heydekrug (Memelland)
Gemeinschaftsarbeit
- der Mädchenschule, Lyck
- der 3. Klasse der Marienschule in Elbing

Helmut Gruner, Leipzig
Gemeinschaftsarbeit
- der Knabenschule zu Werdau (Sa.)
- von studierenden Bildhauern, Leipzig
- von Textilschülerinnen, Leipzig
- von Schülern der Handwerkerschule, Leipzig

Rudolf Citschthaler, Bischofshofen (Salzburg)
Zimek, Lanschhof-Immenwald, Kreis Beuthen
Gemeinschaftsarbeit Lauban (Schlesien)
Müller, Ratibor (O.-S.)
Gemeinschaftsarbeit der Klasse 5 der Horst-Wessel-Schule, Bad Oldesloe
Hans Stelting, Bad Oldesloe
Gemeinschaftsarbeit
- der Schüler Göbel, Lukas, Mayr, Völker, Rueß im Gau Schwaben
- der Lackierer- und Schriftmalerlehrlinge der Berufsschule, Saaz
- der 3. Klasse der 2. Mädchenbürgerschule, Saaz
- des Gymnasiums, Troppau
- der Knabenbürgerschule, Gablonz
- von 43 Schülerinnen im Sudetengau
- des 2. Jahrganges der Lehrerbildungsanstalt (Mädchen), Sudetenland

Gebrüder Riegler, Gablonz
Gemeinschaftsarbeit
- der Knabenbürgerschule, Gablonz
- der Axel-Schaffeld-Schule, Braunschweig
- der Pestalozzischule, Braunschweig
- aus Hannover
- der Schule Blankenburg
- der Pestalozzi-Volksschule, Braunschweig

Tönnies von Donop, Oberschule für Jungen, Bad Pyrmont
Gemeinschaftsarbeit der Fachschule für Frauenberufe in Zwittau
Helmut Sturm, Greiz (Thüringen)
Gerhard Claußz, Erfurt
Siegfried Hermann, Apolda
Gemeinschaftsarbeit
- der Volksschule, Schmölln (Thüringen)
- der Gewerbeschule, Innsbruck
- der Klasse 1a der Schule a. d. Howisch, Bremen
- der Klasse 2a der Oberschule für Mädchen in der Neustadt Bremen
- der O.-Klasse, Schule Hemelinger Straße, Bremen
- der Klasse Ia der Volksschule an der Kantstraße, Bremen
- der Klasse 4 der Oberschule für Mädchen, Jansonschule, Bremen
- der Klasse H 7a der Oberschule für Mädchen, Bremen, Karlstraße
- der Schule Schaumburger Straße, Bremen
- der Klassen H 8, H 7, H 6 der Oberschule für Mädchen, Bremen, Karlstr.
- der Klasse 8 der Königin-Luise-Schule für Mädchen, Wilhelmshaven
- der Klasse Ia der Knabenschule an der Helgoländer Straße, Bremen
- von Schülerinnen der Oberschule St. Michael, Paderborn
- der 1. Klasse der Volksschule, Varlheide, Kreis Lübbecke
- der Klasse 3a der Luisen-Mädchen-Mittelschule, Bielefeld
- der Mittelschule, Pr. Oldendorf

Günter Güth, Lübbecke (Westfalen)
Gemeinschaftsarbeit
- der Klasse 5 der Knabenmittelschule, Hagen
- von Schülern der Volksschule, Dahl, Kreis Ennepe (Ruhr)

Jüngerhans, Schule an der Gneisenaustraße, Herne

- Gemeinschaftsarbeit der Klasse IIa der Schule an der Ludwigstraße, Herne
- Arbeit aus Herne für Modell „Deutsches Bauernhaus in der deutschen Landschaft“
- Gemeinschaftsarbeit
  - von Schülerinnen der 7. Klasse der 1. Oberrealschule in Wien 2
  - einer Schule in Wien
  - der Knabenvolksschule, Wien 10, Leibnizgasse 33
  - der 3. Frauen-Ober-Schule, A-Klasse des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins, Wien
  - einer Mädchenschule des Gaues Wien
- Walter Tempel, Würzburg
- Gemeinschaftsarbeit der Möser-Mittelschule, Osnabrück
- Schendel, Hindenburgschule, Crossen
- Fröbelschule, Kiel

Dreiwöchige Deutschland-Reisen, gestiftet vom Verlag H. A. Braun & Co.:

- Heinz Hecklinger, Freiburg (Breisgau)
- Are Mann, Geißenheim (Rhein)
- Heinz Stamann, Zerbst
- Hans Laubenstein, Kaiserslautern
- Helmut Hoernes, Lauingen (Schwaben)
- Löwenich, Dortmund
- Kurt Schallenberger, Landshut (Bayern)
- Willi Gadenbach, Koblenz
- Gerhard Thrän, Ottweiler (Saar)
- Robert Schilling, Neumünster (Holst.)
- Rikus, Paderborn
- Helmut Fleischle, Stuttgart

Sparkassenbücher, gestiftet vom Deutschen Sparkassen- und Giro-Verband, im Werte von 20 RM.:

- Arbeit aus Mannheim für zwei Glasbilder (Hinterglasmalerei)
- Werner Dibbel und Dietrich Hartkopf, Solingen
- Erich Kupfer, Aschaffenburg
- Hans Fischer, Guben
- Gemeinschaftsarbeit
  - der Theresien-Mittelschule, Oppeln
  - des 4. Jahrgangs dec Lehrerbildungsanstalt, Reichenberg
  - der Schüler d. 4. Kl. d. Knaben-Bürgerschule, Jauernigk (Sudetenld.)
  - von Schülern der Klasse 4 der Oberschule, Sondershausen
  - aus dem Gau Weser-Ems für Modell, ein Buch darstellend, „Volksgemeinschaft heißt die Macht, die dem Schicksal zu trotzen vermag“
  - der Hauptschule für Knaben, Wien

im Werte von 10 RM.:

- Arbeit aus Freiburg für Deutschlands Raumgestalt in der Geschichte von Heinrich I. bis Adolf Hitler
- Arbeit aus Kehl für Modell „Honauer Bauernhof“
- Gemeinschaftsarbeit Schule Johannes, Bayreuth
- Anni Götz, Landshut
- Erwin Pfaff, Michelau (Ofr.)
- Günter Illgen, Berlin-Adlershof
- Karl-Heinz Niedeck, Berlin-Adlershof
- Karl Wolfgang Röch, Düsseldorf
- Liselotte Sagewka, Remscheid
- Wilhelm Kleemann, Lennep
- Oskar Holz, Rheinhausen
- Gemeinschaftsarbeit
  - der Volksschule Knauerstraße, Hamourg
  - der Klasse 1a der Knaben-Volksschule an der Lahnstr., Wiesbaden
- Hans Bülow, Wiesbaden
- Walter Viktor, Imgenbroich, Kreis Monschau
- E. Schumacher, Hersfeld
- Helmut Lüdicke, Zerbst
- Karl Herrmann, Zerbst
- Wickering, Zerbst
- Helmut Hirschfeld, Jeßnitz
- M. Rinzelmann, Hammelburg
- K. Baumgärtner, Königsberg i. Bayern
- Andreas Sam, Großwallstadt
- Heine Müntsch, Würzburg
- Walter Torbrügge, Wittingen
- Willi Ostermeyer, Celle
- Gemeinschaftsarbeit der Hermann-Billung-Schule, Celle
- Anneliese Brandes, Lüneburg
- Kurt Buntin, Memel
- Hans Petschulat, Memel
- Hannes Martin, Saarbrücken
- Gerhard Boplet, Speyer
- Otto Ackermann, Otterstadt
- Wolfgang Rockstroh, Dresden
- Eberhard Rau, Dresden
- Eva-Maria Kölling, Leipzig
- Ursula Kube, Glogau
- Elisabeth Winkler, Heydebreck (O.-S.)
- Rudolf Hadermann, Neustadt i. Holstein
- Hans-Jürgen Horch, Lübeck
- Hans Doser, Kaufbeuren
- Andreas Buchenberg, Kranzegg (Schwaben)
- Emil Pewikowsky, Reichenberg
- Gemeinschaftsarbeit
  - der 5. Klasse der Volksschule, Tschernoschin, Kreis Mies
  - der Knabenbürgerschule in Reichenau bei Gablonz
  - der Handelsschule in M.-Schönberg
- Gublaß, Reichenberg
- Seibt, Reichenberg
- Georg Bruns, Hildesheim
- Gemeinschaftsarbeit von Knaben der Volksschule, Bremen
- Willi Boller, Oldenburg
- Fritz Schäfer, Paderborn
- Hans Sagurna, Herten (Westfalen)
- W. Buchholz, Recklinghausen
- Hans Göbel, Buer
- Ingeborg Döbbe, Hövel
- Häuser, Wanne-Eickel
- Herta Setton, Bochum
- Schäfer, Dortmund
- Gemeinschaftsarbeit Winfriedschule, Dortmund
- Möller, Hohenlienburg
- Gemeinschaftsarbeit der Oberschule, Neheim
- Mädchengemeinschaftsarbeit im Gau Wien
- Hans Walz, Wart, Kreis Calw
- Rosemarie Grabe, Erfurt
- Karl-Heinz Koch, Leinefelde
- Gemeinschaftsarbeit von Schülern der Oberschule, Dortmund

Ein Paddelboot:

- Walter Hilke, Celle

Medizinbälle, Fußbälle, Photoapparate, Photozubehör, Musikinstrumente, Schneeschuhe, Malkästen, Handwerkskästen, Schnitzwerkzeug usw.:

- Eine Arbeit aus Heidelberg (Pergamentschriftblatt „Walter von der Vogelweide“)
- Gemeinschaftsarbeit
  - von Mädchen der Klasse 7b der Friedrichschule II, Mannheim
  - der Mittelschule für Mädchen, Merseburg
  - der Volksschule, Volksdorf bei Hamburg
  - der Volksschule II, Palenberg bei Köln
  - der 8. Mädchen-Klasse der Schillerschule, Würzburg
  - der Klasse 4 der Mädchenschule, Neuruppin
  - der Klasse 1 der Gemeindeschule III, Babelsberg
  - der Knabenhauptschule, Braunau (Ob. Donau)
  - der Mädchenhauptschule, Steyr (Ob. Donau)
  - der Volksschule, Sarau (Ob. Donau)
  - der 2. Klasse der Schönschule, Königsberg i. Pr.
  - der Klasse 2 der Volksschule, Tungendorf bei Neumünster
  - der 7. und 8. Mädchenklasse, Füssen
  - von 39 Schülern der Knaben-Bürgerschule, Reichenau (Sudetenland)
  - von Schülern der Knaben-Bürgerschule, Lobositz (Sudetenland)
  - der Mädchen-Oberschule, Innsbruck
  - der Klassen 4a und b der Oberschule für Jungen, Paderborn
  - der Klasse 3 der Hardenbergschule, Gelsenkirchen
  - der Volksschule, Dahl bei Olpe
  - der Volksschule, Neusalz (Württemberg)
  - der deutschen Volksschule, Aalen
  - der Mädchen-Klasse 7b der Volksschule, Laichingen (Württemberg)
  - der Knaben-Klasse der Volksschule, Aalen
  - der Volksschule Oßweil-Ludwigsburg
- Fr. Habermann, Gr.-Jeßtreb (Sudetenland)
- Ilse Rodewald, Celle
- Ravn, Zerbst
- Joachim Becker, Brandenburg (Havel)
- Scharmann, Lünen
- Anni Mayr und Irmi Mayr, München
- für die Arbeit (Zeppelin) eines Jungen aus Groß-Gerau
- Woroder, Zillertal (Tirol)
- Wilhelm Cernko, Schwaz (Tirol)
- Werner Hoffmann, Bad Pyrmont
- Trappmann, Dortmund
- Hilde Heppenheimer, Oberlahnstein (Hessen)
- Erna Ende, Massenhausen (Kurhessen)
- Werner Trüb, Stuttgart
- Theophil Homolka, Stuttgart

Ehrenkarten von Hamburg nach Helgoland, gestiftet von der Hapag:

- Dahlgrün und Gundlach, Oberschule für Jungen, Hamburg, am Hohenzollernring

Ehrenkarte des Seedienstes Ostpreußen:

- P. Szameitat, Königsberg i. Pr., Hindenburg-Oberschule

Barpreise im Werte von 50 RM.:

- Gemeinschaftsarbeit
  - von Modeschülerinnen, Leipzig
  - der Staatl. Gewerbeschule, Reichenberg
  - der Mädchenoberschule, Apolda
  - von studierenden Gebrauchswerbern, Leipzig

Ferner wurden zahlreiche Wandbilder, Bücher und Briefmarken sowie Gegenstände aus deutschen Rohstoffen, gestiftet von der Reichsstelle für Wirtschaftsausbau, zur Verteilung gebracht. Die Liste der hiermit bedachten Preisträger ebenso wie die Liste der Träger der Barpreise in Höhe von 20 RM. veröffentlichen wir in der nächsten Nummer von „Hilf mit!“.

Die von Gauleiter Wächtler ausgezeichneten Gaue erhielten zur eigenen Verteilung an Wettbewerbsteilnehmer über diese Preise hinausgehend noch folgende Preise:

Sonderpreise der Reichsstelle für Wirtschaftsausbau,
der Reichsarbeitsgemeinschaft Schadenverhütung,
der Deutschen Reichsbahn, der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, des Reichskolonialbundes, des Oberkommandos der Wehrmacht und des Reichshandwerksmeisters.

Alle Preisträger von Einzelarbeiten und alle Beteiligten an den preisgekrönten Gemeinschaftsarbeiten erhalten zusätzlich die Urkunde des Reichswalters des NSLB., Gauleiter Fritz Wächtler, mit Unterschrift.

Damit, deutsche Jungen und Mädel, hat der Wettbewerb „Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft“ nunmehr seine verdiente Würdigung gefunden. Für euch aber soll die Anerkennung, die in der Stiftung der vielen Ehrenpreise unserer führenden Männer aus Staat und Partei liegt, ein Ansporn sein, in frischem, frohem Schaffen mitzuarbeiten an dem neuen Wettbewerb „Schaffendes Deutschland“.



Aufnahme: Hallensleben-Bavaria

Wenn die Sonne lacht . . .

Eine Aufnahme der Maiden der Landesfrauenschule Wittgenstein



Speisezettel für den Juni

Nun sind die Tage gekommen, an denen es die Sonne besonders gut meint mit uns. Was soll man da essen? Was sollen wir da kochen? Am liebsten etwas recht Kaltes, meint ihr. Natürlich, warum auch nicht. Aber nicht als Hauptspeise, sondern nur als Übergang dazu. Da wäre z. B.:

Kalte Erdbeersuppe

Zutaten: ¼ kg Erdbeeren, 2 gute Tassen Milch, Zucker 1—2 Eßlöffel und 4 Eßlöffel Weizenflocken.

Zubereitung: Die Erdbeeren werden sauber entstielt, dann kurz, aber gründlich gewaschen. Darnach werden sie mit dem Zucker vermischt und mit einer Gabel oder einem Löffel völlig zerdrückt. Später schüttet ihr dann die Flocken hinzu und mischt das Ganze gut durcheinander. Unter ständigem Rühren gießt ihr dann die kalte Milch darunter.

Geschlagene Dickmilch mit Weizenflocken und Nüssen

Zutaten: ¾ l Dickmilch, 2 Eßlöffel Zucker, 1 gehäuften Eßlöffel feingeriebene Nüsse, 8 Eßlöffel Weizenflocken und ein wenig feingeriebene Zitronenschale.

Zubereitung: Ihr mischt die Dickmilch mit dem Zucker und der geriebenen Zitronenschale und schlagt sie tüchtig mit dem Schneebesen. In einer möglichst tiefen Schüssel stellt ihr sie dann kalt.

Dies erfrischende Gericht könnt ihr besonders schmackhaft machen, wenn ihr etwa 8 Eßlöffel Weizenflocken dazureicht, die ihr zuvor mit einem gehäuften Eßlöffel geriebener Nüsse mischt.

Spargel

Wenn ihr Spargel einkauft, dann müßt ihr darauf achten, daß er zart weiß aussieht, sich leicht brechen läßt und an den Bruchstellen saftig ist. Die Köpfe dürfen nur leicht rötlich oder bläulich sein. Sind diese Eigenschaften vorhanden, dann ist der Spargel frisch.

Beim Spargelschälen müßt ihr etwas vorsichtig sein. Ihr fangt oben beim Kopf recht dünn an; nach unten müßt ihr allmählich dicker werden, damit die holzigen Teile mit weggeschnitten werden. Zuviel dürft ihr natürlich auch nicht wegnehmen. Nach dem Schälen wascht ihr den Spargel; ihr dürft ihn allerdings nicht lange im Wasser liegenlassen, damit der Saft nicht verlorengeht. Dann bindet ihr ihn mit weißem Faden zu kleinen Bündeln, so daß immer etwa 8—10 Stück zusammen sind. Nun setzt ihr einen Topf oder Kasserolle — diese müssen natürlich so groß sein, daß der Spargel gut Platz hat; er darf nicht gebrochen werden — mit Wasser auf und salzt dieses leicht. Sobald das Wasser kocht, gebt ihr den Spargel rein und laßt ihn weichkochen. Dann nehmt ihn vorsichtig heraus und laßt ihn abtropfen, schneidet den Faden auf und richtet ihn dann auf einer erwärmten Platte an. Er wird dann mit brauner Butter gegessen.

Junge Mohrrüben mit Spargel

Zutaten: 1 Bündchen Mohrrüben, ½ kg Spargel, 50 g Fett, etwas Salz, grüne Petersilie, 2—3 Eßlöffel Büchsenmilch, 1 rohe Kartoffel.

Zubereitung: Zuerst schabt ihr die Mohrrüben — am besten auf einem hölzernen Küchenbrett — sorgfältig ab. Der Spargel wird, wie oben schon erklärt, geschält. Beide Gemüsesorten müßt ihr nun waschen und dann erst in kleine Stücke schneiden. Das Fett gebt ihr nun in einen Kochtopf und schüttet das Gemüse tropfnaß dazu. Dort läßt ihr es 25—30 Minuten dünsten, ohne besonders Wasser dazuzugeben, da der Spargel genügend Eigenflüssigkeit enthält. Die geschälte, rohe Kartoffel reibt ihr nun fein und rührt sie unter das Gemüse, damit es sich bindet. Die feingehackte, grüne Petersilie, Sahne und Salz verfeinern dann noch den Geschmack.

Gurkensalat mit Sahne und Kräutern

Zutaten: ½ grüne Gurke, etwas Basilikum, Dill, Schnittlauch, 1—2 Eßlöffel Weinessig oder Zitronensaft, 3 Eßlöffel süße Sahne.

Zubereitung: Die Gurke wird fein geschält, jedoch dürft ihr nichts Grünes daran lassen. Zur Vorsicht kostet ihr die Enden, um zu sehen, ob sie nicht bitter schmeckt. Dann schneidet die Gurke der Länge nach durch und nehmt mit einem Eßlöffel die Kerne heraus. Hierauf wird die Gurke fein gehobelt. Den Saft filtriert ihr nun durch ein Sieb, damit die Kerne zurückbleiben, und gießt ihn dann über die Gurke. Die Würzkräuter hackt ihr ganz fein und mischt sie mit der Sahne, dem Weinessig oder der Zitrone unter die Gurke. Ihr verwendet am besten kein Salz, da ein Gurkensalat, auf diese Weise angemacht, jedem Magen gut bekommt.

Quarkobstsuppe

Zutaten: 123 g frischer Qark, 2—4 Eßlöffel Zucker, 250 g Stachelbeeren, 3—4 Eßlöffel Haferflocken, 1½ Tasse Wasser.

Zubereitung: Den Quark, Zucker, Wasser und die Flocken müßt ihr in einer etwas größeren Schüssel tüchtig mit einem Schneebesen schlagen, bis alles gut gemischt ist. Von den Stachelbeeren schneidet ihr Blüte und Stiel ab, wascht die Beeren und treibt sie durch eine Rohkostmaschine. Diesen Brei mischt ihr mit der Quarkmasse. Diese Suppe ist sehr erfrischend und wohlschmeckend.

Kartoffelpuffer mit Erdbeermilch

Zutaten: 1 kg Kartoffeln, 1 Prise Salz, 1 Ei, 1 Löffel Mehl, 1 große Zwiebel, 50 g Fett.

Zubereitung: Die gewaschenen und geschälten Kartoffeln müßt ihr fein reiben. Dann gebt ihr Mehl, Ei und die kleingeschnittene Zwiebel dazu und schmeckt die Masse mit Salz ab. Nun formt ihr daraus dünne, runde Kuchen und backt diese in einer Stielpfanne (als Fett nehmt ihr am besten Palmin) auf beiden Seiten goldbraun. Wer will, kann die Puffer nachher noch etwas mit Zucker bestreuen. Hierzu schmeckt gut Erdbeermilch, die ihr aus zerdrückten Erdbeeren und Milch mit etwas Zucker bereitet.

Panierte Selleriescheiben

Zutaten: 1 Sellerieknolle, 1 Ei, geriebene Semmel, 50 g Fett (Palmin).

Zubereitung: Am Abend, bevor ihr diese Speise essen wollt, wascht ihr die Sellerieknolle — am besten mit einer Bürste — und dämpft sie etwa 30—40 Minuten, bis sie gar ist. Am Tage darauf könnt ihr die Schale gut abziehen. Dann schneidet ihr die Knolle in etwa 1 cm dicke Scheiben, bestreut sie mit etwas Salz, taucht sie in das gequirlte Ei und wälzt sie darauf in der geriebenen Semmel. Darauf backt ihr die Scheiben in einer Pfanne mit heißem Fett auf beiden Seiten goldbraun.

Das wäre aber ein Anfang. Natürlich gibt es noch viel mehr, was man im Juni kochen kann. Denkt nur einmal an das frische Obst, das es jetzt auf dem Markt wieder gibt. Unser Speisezettel soll eben nur ein kleiner Vorschlag sein. Er soll euch anregen, einmal etwas Neues zu versuchen. Sicher findet ihr selber noch manche Speise dabei, die man ebenfalls fein und leicht herstellen kann. Also, Mädel, frisch an den Herd. Es wird schon etwas Gutes werden.

....und ein paar Kleinigkeiten

Das Postpaket

Am 26. eines Monats im Weltkrieg wurde in Berlin ein Paket nach Klausenburg in Siebenbürgen aufgegeben. Am 1. des folgenden Monats wurde es dort dem Empfänger zugestellt, nachdem es insgesamt fünf Tage (Aufgabe- und Zustelltag einbegriffen) unterwegs war.

In welchem Jahr und Monat ist das Paket abgesandt worden?

Aus der Geschichte

Zeitgeschehen: Schöpfung und Ausbau des zweiten Reiches. 1. Französischer Botschafter (Bad Ems!), 2. Mitglied des Dreibundes (1882), 3. französische Festung (1870), 4. preußischer Heerführer, 5. russischer Kaiser, 6. preußischer Kriegsminister, 7. Italiens Einiger, 8. Schlacht in Böhmen (1866).

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines großen Mannes aus der Zeit des zweiten Reiches.

Aus der Gegenwart

Aus jedem der nachfolgenden Wörter soll durch Streichung eines Buchstabens ein neues Wort gebildet werden. Aneinandergereiht ergeben die gestrichenen Buchstaben die Bezeichnung für das Freundschaftsverhältnis zwischen zwei europäischen Völkern. — Dotter, Kleie, Zeug, Araber, Wucht, Gerste, Armee, Bruder, Saale, Traube, Schlacht, Siegel, Schneide, Brand, Kanone, Baum.



Was stimmt auf dem Bilde nicht?

Ein Buch für dich

Ja, ein Buch, das dir sicher gefallen wird. Es heißt „Die Jugendburg" und erschien im Deutschen Heimatverlag, Bielefeld. 46 spannende und abenteuerliche Erzählungen sind in diesem über 300 Seiten starken Buche zusammengetragen. Wer sie schrieb? Natürlich die Mitarbeiter unserer Schülerzeitschriften Dr. Franz Graf Zedtwitz, Prof. Dr. Johann von Leers, Thomas Bruck, Gert Holgen, Peter Osten, Mercedes Hilgenfeld, Fritz Schroeder, G. A. Oedemann, Wolf Schönbach, Otto Biedermann u. a. m. Die meisten Zeichnungen fertigte der beliebte Künstler Herbert Scheurich an. Ein paar andere schuf Stammführer Skibba.

„Die Jugendburg", euer Buch, bringt euch Erzählungen aus der Heimat. Wir alle haben uns mit Freude an die Arbeit gemacht und hoffen, daß es euch ebenfalls große Freude macht.

Wir schufen in gemeinsamer Arbeit dieses starke und bebilderte Buch. Ihr lest geschichtliche, abenteuerliche Erzählungen, lest von Tieren und Jagderlebnissen, hört von Fahrten und Abenteuern. Das muß euch ja gefallen. Wir jedenfalls glauben dessen sicher zu sein.

Der Mitarbeiterkreis.

(Preis des Buches 4,80 RM. 256 Text- und 64 Bildseiten. In jeder Buchhandlung erhältlich.)

Zwei Verwandlungsrätsel

Rist, Ziel, Bier, Gert, Behang.

Jedes dieser fünf Wörter soll durch An- oder Einfügen von zwei aufeinanderfolgenden Buchstaben in ein neues Wort verwandelt werden. Die neuen Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Rechtskundiger, 2. Dachbedeckung, 3. landwirtschaftliche Maschine, 4. Erscheinen auf der Welt, 5. Teil des Berges. — Die eingesetzten Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, den Namen eines neuen Jugendbuches.

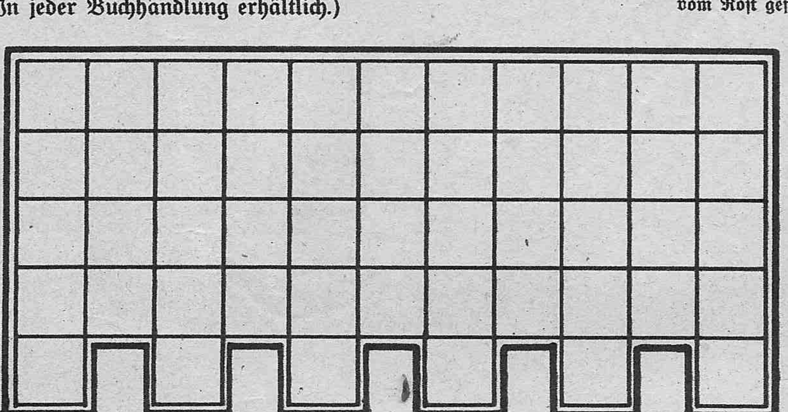
Fisch kräher — Ja esel möwen.

Diese Tiere gibt es ja gar nicht, meinst du? Doch, du brauchst nur die Buchstaben umzustellen, dann findest du den richtigen Namen für diese Tiere. Damit es schneller geht, verraten wir dir, daß es sich um zwei Insekten handelt, deren Namen selbst wieder aus zwei Tiernamen bestehen.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 8

Bilderrätsel: Wolke, Feder, Pflanze, Auge, Vogel, Möhre, Obst, Griffel, Sense, Wirt, Dose, Gewehr, Ring, Korb, Regen, Besen. — Wo der Pflug vom Rost gefressen, wird sehr wenig Korn gegessen.

Was stimmt auf dem Bilde nicht? Zur Zeit der Freiheitskriege gab es noch nicht die schwarzweißrote Fahne.



Erdkundliches Kammrätsel

Die Buchstaben: a, a, a, a, a, a, a, a, a, a, a, b, b, c, d, d, e, e, e, e, e, e, e, e, g, h, h, k, l, l, l, l, l, ck, m, n, n, n, n, o, r, r, r, r, r, s, t, u, u, v sind in die Felder so einzuordnen, daß die senkrechten Reihen ergeben: 1. Nebenfluß der Elbe, 2. Fluß in Rußland, 3. Strom in Bayern, 4. Fluß im Sudetengau, 5. Zufluß der Ostsee, 6. Strom in Deutschland, 7. Fluß in Württemberg, 8. Nebenfluß des Rheins, 9. Nebenfluß der Weser, 10. Fluß in der Oberpfalz, 11. Nebenfluß der Spree. (ck = ein Buchstabe.) Die waagerechte Reihe ergibt dann ein Land in Deutschland.

Herausgeber: NS.-Lehrerbund, Bayreuth. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin.
Druck und Verlag: H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Alle Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", ebenda. — Nachdruck verboten. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto. — Die drei Schülerzeitschriften des NSLB.: Für die Älteren „Hilf mit!", für die Jüngeren „Deutsche Jugendburg", für die Jüngsten „Bilderzeitschrift Deutsche Jugendburg, Ausgabe A"

Schloß Buderose
Haus der deutschen Frontdichter

Im Park von Buderose

Im alten Osten des Reiches, vor den Toren der Hut- und Tuchmacherstadt Guben, liegt inmitten eines Parkes vielhundertjähriger Eichen das alte Blücherschloß Buderose. Eingesponnen in die weiten Kiefernwälder der brandenburgischen Mark liegt der Park von Buderose mit seinem Schloßteich wie ein fruchtbarer Garten in einer herben, strengen Landschaft, beherrscht durch das große, hochgebaute Barockschloß, von dem die Sage erzählt, daß August der Starke es auf alten Grundmauern auf dem Marschwege nach Polen als Ruhesitz erbaute.

Nach vielen Schicksalen kam es Ende des 18. Jahrhunderts in die Familie des Marschalls Vorwärts, bis es dann im Jahre 1938 den Weg aus der Überlieferung in die Zukunft des Großdeutschen Reiches nahm. Der Reichskriegsopferführer, SA.-Gruppenführer Hanns Oberlindober, die Provinz Brandenburg und die Stadt Guben bestimmten es in Form einer Stiftung zum „Haus der deutschen Frontdichter". Reichsleiter Alfred Rosenberg, der Beauftragte des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP., übernahm die Schirmherrschaft über Buderose und gab dem alten Schloß eine neue Aufgabe.

Hier sollen die Dichter und Künder der Frontjahre unseres Volkes aus Weltkrieg, Freikorpszeit und Kampf der Bewegung eine Heimstatt ihres Schaffens haben. Junge Dichter sollen hier zu ihnen treten und die Fahne der kulturellen Verpflichtung des Dritten Reiches aus den Händen derer entgegennehmen, die, ehe sie Dichter wurden, mit Einsatz ihres Lebens für Deutschland kämpften. Jürgen Hahn-Butry.



Im Schloß des Marschalls Blücher
leben und schaffen heute deutsche Dichter aus Kriegs- und Nachkriegszeit

Aufnahmen: Scherl (1), Verwaltung Buderose (1)